

Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
im Deutschen Institut für Urbanistik



Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe 93

***Wenn ich Ihnen sage, dass
nur Sie das können ...***
**Empowerment in der
Kinder- und Jugendhilfe**

Dokumentation der Fachtagung
am 28. und 29. November 2013 in Berlin

Die Fachtagung wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Impressum:

Herausgeber:
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Zimmerstraße 13-15 · 10969 Berlin

Redaktion, Satz und Layout:
Dörte Jessen
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Fotos:
Rita Rabe
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Der vorliegende Tagungsband wird von der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik nicht mehr als Druckfassung aufgelegt. Es besteht die Möglichkeit, die Fachbeiträge und Diskussionen aus dem Internet herunterzuladen. Leerseiten und Fotoseiten wurden entfernt.

Berlin 2014

ISBN 978-3-88118-549-3

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Eröffnung	5
BRUNO PFEIFLE Leiter des Jugendamtes der Landeshauptstadt Stuttgart	
Das Wunder des Nichtwissens oder das Paradigma der professionellen Lösungsabstinenz	11
PROF. DR. HEIKO KLEVE Fachbereich Sozialwesen, Fachhochschule Potsdam	
<u>Wie ich zur Überzeugungstäterin wurde ...</u>	
Vertreterinnen aus den Bereichen ASD, HzE, Kita und Schule berichten	
Für den Bereich ASD/Hilfen zur Erziehung	27
HEIKE HÖR Diplom-Sozialarbeiterin, Supervisorin MA, Trainerin für Family Group Conferences/FamilienRat, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart	
Für den Bereich Kita	31
ALEXANDRA ZINATI-FELD Leiterin des Projekts Familien-Unterstützungs-Netzwerk, Abteilung Jugend und Familie, Landkreis Euskirchen	
Für den Bereich Schule	34
SINA ADAMY Diplom-Sozialpädagogin, Koordinatorin von Familienräten, Berlin	
Die Familienklasse in Bremen: Mehrfamilienarbeit in Schulen	37
DORIS DRÜMMER Diplom-Sozialpädagogin, Systemische Familientherapeutin (SG), Systemische Supervisorin (SG), Bremen	
Relationale Hilfeplanung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft	47
PROF. DR. FRANK FRÜCHTEL Fachbereich Sozialwesen, Fachhochschule Potsdam	
Eine Methode mit Potenzial: SIT	
Elternarbeit mit dem Ansatz der systemischen Interaktionstherapie	57
MICHAEL BIENE Geschäftsführer, Institut SIT, Bern (Schweiz)	
Bürgergesellschaft: Neues Verhältnis von Bürger/innen und Staat und dessen Auswirkungen auf die sozialen Institutionen und „unser Tun“	67
PROF. EM. DR. HEINER KEUPP München	

**Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern
der Kinder- und Jugendhilfe – Erfahrungswerkstätten**

Werkstatt „Beratung/ASD/Kinderschutz: FamilienRat“ 83

HEIKE HÖR

Diplom-Sozialarbeiterin, Supervisorin MA, Trainerin für Family Group Conferences/FamilienRat, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Praxisbeispiele 96

SILVIA KORKMAZ

Familienratskoordinatorin, Mediaberaterin, FamilienRatsbüro Stuttgart

Werkstatt „Jugendsozialarbeit – Streetwork mit Empowerment“ 99

TANJA RIES

Freie Mitarbeiterin, Koordinatorin des STREET COLLEGE (SC) und Aufbau des Career Centers am SC, Gangway e.V., Berlin

Werkstatt „Hilfen zur Erziehung: Familienrat in Berlin - JaKuS“

Zwei Perspektiven eines Familienrates 107

SINA ADAMY

Diplom-Sozialpädagogin, Koordinatorin von Familienräten, Berlin

MAIK WALTER

Bürgerkoordinator von Familienräten, Berlin

Das Konzept des Familienrats in Berlin 114

VOLKER LANGNER

Diplom-Soziologe, Koordinator von Familienräten,
JaKuS gGmbH – Jugendarbeit, Kultur und Soziale Dienste, Berlin

**Werkstatt „Elternarbeit: ELTERN-AG – Erfolgsfaktoren bei der Ansprache
sozial benachteiligter Familien 117**

JANET THIEMANN

Geschäftsführerin, MAPP-Empowerment GmbH, Magdeburg

ANNE MATUSCHEK

Teamleiterin Kommunikation und Kooperation, MAPP-Empowerment GmbH,
Magdeburg

Literaturhinweise 121

Eröffnung

BRUNO PFEIFLE

Leiter des Jugendamtes der Landeshauptstadt Stuttgart

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich freue mich sehr, Sie auf dieser Tagung begrüßen zu dürfen. Mein Name ist Bruno Pfeifle und ich bin seit etwa 22 Jahren Leiter des Jugendamtes Stuttgart. Gleichzeitig bin ich in unterschiedlichen Kontexten in landes- bzw. bundesweite Diskussionsprozesse eingebunden und Mitglied im Fachbeirat der AGFJ des Instituts für Urbanistik. In dieser Funktion habe ich auch die heutige Fachtagung mit vorbereitet.

Mit der Veranstaltung von Fachtagungen ist ja stets der Anspruch verbunden, am Puls der fachlichen Entwicklungen zu sein, auf aktuelle Strömungen oder auf neue Konzepte aufmerksam zu machen, vielleicht auch bislang noch wenig bekannte Ideen in einen größeren Rahmen zu stellen und sie einer fachlichen Debatte und Diskussion auszusetzen.

Und jetzt sind wir hier alle in Berlin zusammengekommen, um uns im Jahre 2013 mit unterschiedlichen Ansätzen zum Thema „Empowerment“ zu beschäftigen.

Ist das jetzt eine neu entdeckte Strömung, ist das Frischluft in der Klimazone der Kinder- und Jugendhilfe? Oder ist es nur alter Wein in neuen Schläuchen? Sind es die typischen wellenförmigen Trendbewegungen, die, vergleichbar mit einer Beatmungsmaschine, ein komplexes Gesellschafts- und Sozialsystem, in diesem Falle die Kinder- und Jugendhilfe, am Leben halten?

Natürlich ist das Thema „Empowerment“ kein neu entdeckter Stern am fachlichen Firmament. Im Bereich der Gemeinwesenarbeit, der Stadtteilentwicklung, aber auch in der Psychologie/Psychiatrie und Sozialpädagogik gibt es seit Jahrzehnten eine fachliche Auseinandersetzung mit den Grundgedanken des Empowerments und zahlreiche Praxiserfahrungen. Und überhaupt ist der Grundsatz „Hilfe zur Selbsthilfe“ eine zentrale, auch gesetzlich festgelegte Säule Sozialer Arbeit.

Wir sind der Meinung, dass es sich lohnt, über die Grundgedanken des Empowermentansatzes und über neuere Rezeptionen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe fachlich zu diskutieren. Denn unter dieser Überschrift kann man sehr wohl neue innovative Ansätze entdecken, lassen sich spannende Projekte in den Kommunen finden und es ergeben sich Anregungen zur theoretischen Einordnung einer scheinbar „alten Empowerment-Begrifflichkeit“.

Unsere Beobachtung ist, dass sich in den einzelnen Arbeitsfeldern verschiedene, z.T. kompakt beschriebene, alltagspraktisch ausgerichtete Handlungskonzepte etablieren, die sich auf die Grundgedanken des Empowermentansatzes beziehen.

Wir haben heute und morgen die Chance, einige dieser Ansätze vorgestellt zu bekommen und zum Teil von den Protagonisten selber oder von Praktikern erzählt zu bekom-

men, welche Lösungskraft in den Eltern und Jugendlichen und ihrem sozialen Umfeld steckt.

Dabei streifen wir ganz unterschiedliche Arbeitsfelder der Kinder- und Jugendhilfe, wie die Kindertagesstätten, die Erziehungshilfen, die Beratungsarbeit durch die ASD Fachkräfte der Jugendämter, die Jugendsozialarbeit und die Elternbildung.

Mit meinem Blick als Jugendamtsleiter auf die Stadt Stuttgart bin ich manchmal ein wenig überrascht, gleichzeitig aber auch zufrieden und stolz, dass es uns gelingt, fachliche Entwicklungen, die in verschiedensten Handlungsfeldern scheinbar unabhängig voneinander auf den Weg gebracht werden, immer wieder aufeinander abzustimmen und zu einem passenden Ganzen zu vernetzen. Vergleichbar mit einzelnen Puzzleteile passen die Konzepte, Projekte, Haltungen zueinander und ein gemeinsamer Luftzug/eine gemeinsame Energierichtung entsteht. Diese Energierichtung, dieser gemeinsame Orientierungspunkt lässt sich mit dem Begriff „Empowerment“ für mich im Moment am besten beschreiben.

Wenn ich mich, symbolisch gesprochen, in diesen Luftzug stelle, ihn auf mich wirken lasse, dann verspüre ich zwei ganz unterschiedliche Impulse:

Einerseits bin ich angesteckt von der Begeisterung der Mitarbeiter/innen, die erzählen, welche besondere Stimmung in Situationen entsteht, in denen Familien wieder Stück für Stück die Verantwortung für ihren Alltag in die eigene Hand nehmen und dabei erste eigene Erfolge wahrnehmen.

Mich überraschen immer wieder auch die Lösungsideen der Familien oder die Unterstützungsressourcen der sozialen Netzwerke. Auf einige Ideen wären wir als Sozialarbeiter/innen wohl nie gekommen. Aber selbst wenn z.B. im Rahmen eines Familienrates hinterher die gleichen Lösungsideen und Unterstützungsansätze entstehen, wie wir sie als Profis gestaltet hätten, so fußen Sie doch auf einem anderen Fundament – nämlich konstruiert und verantwortet von den Familien selbst.

Dieser „feine Unterschied“ in Bezug auf die Identifikation mit der Lösungsidee ist gleichzeitig ein zentraler Einflussfaktor auf die Wirksamkeit einer Unterstützungsleistung. Über diesen Wirkmechanismus lässt sich fachliche Verantwortung und fiskalische Verantwortung gut verknüpfen, denn die wirksame Hilfe ist letztlich auch die wirtschaftlich sinnvolle.

Andererseits entstehen bei mir aber auch viele kritische Fragen: Brauchen wir immer wieder neue Überschriften und neue Konzepte, mit ihren Abkürzungen wie MFT oder SIT, damit wir als Fachkräfte unsere fachlichen Ziele, wie zum Beispiel Ressourcenorientierung und Beteiligung, verfolgen? Wo und wie konnten diese fachlichen Überzeugungen vor der Einführung von Familienräten oder Multifamilienarbeit wirken?

Überfordern wir manche Familien nicht auch, wenn wir ihnen in Krisensituationen auch noch die Verantwortung für eine gute Lösungsidee zumuten? Wie gehen wir mit diesem Risiko der Überforderung um?

Besteht nicht auch die Gefahr, dass der Empowermentgedanke als Sparprogramm (miss-)verstanden wird? Oder, dass der Empowermentansatz individuell ausgelegt und bei-

spielsweise mit der Botschaft verknüpft wird, dass die Kinder- und Jugendhilfe sich in bestimmte Lebensbereiche nicht einmischen sollte?

Aus meiner Sicht darf nicht das Missverständnis entstehen, dass Empowerment bedeutet, dass wir uns als Kinder- und Jugendhilfe mehr und mehr zurückziehen sollen und aus einer passiven Beobachterrolle heraus Entwicklungen von Personen und in Familien lediglich spiegeln oder kommentieren.

Nein, ganz im Gegenteil: Wir sind gefordert, aktiv entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen, die es den Familien möglich machen, Ressourcen zu entdecken und zu nutzen, Selbstwirksamkeit zu erfahren, die Kontrolle über ihr Leben zu erhalten. Es geht darum, mit hohem Engagement professionelle Hilfen und lebensweltliche Ressourcen klüger zu kombinieren und gut zu verstehen, welche professionelle Hilfe nützlich und notwendig ist, um gute Lösungen für Kinder und Jugendliche zu bieten.

Und es ist auch unsere Aufgabe, als Fachleute in unserem Tun verschiedene Ebenen im Blick zu behalten und auf der Ebene der Individuen, der sozialen Netze und der Organisation wirksame Verbindungen zu schaffen.

Auch diese Aspekte haben wir in der Konzeption dieser Tagung berücksichtigt und wollen Ihnen neben spannenden Einblicken in die „empowernde Praxis“ auch – hoffentlich bereichernde – Impulse aus den theoretischen Auseinandersetzungen rund um das Thema ermöglichen:

Prof. Dr. Heiko Kleve wird uns mit seinem Vortrag „Wunder des Nichtwissens oder das Paradigma der Lösungsabstinenz“ über die „Voraussetzungen, die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Hilfe zur Selbsthilfe zu erhöhen“ mental auf die anschließenden Einblicke in Überzeugungen und Praxis einstimmen.

Am Freitag bietet uns Prof. Dr. Frank Früchtel mit seinem Vortrag „Zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft: Zur Mehrdeutigkeit des Familienrates“ Anregungen zur Einordnung des Familienrates in aktuelle gesellschaftspolitische Entwicklungen und spannende Einblicke in die bundesweiten Evaluationsergebnisse. Er schafft damit eine schöne Verbindung zwischen Praxis und Theorie.

Das Schlusswort hat Prof. Dr. Heiner Keupp mit seinem Vortrag: „Bürgergesellschaft: Neues Verhältnis von Bürger/innen und Staat und dessen Auswirkungen auf die sozialen Institutionen und ‚unser Tun‘.“

Wir sind sehr gespannt.

Das Prinzip gemeinsamer Verantwortung mit unterschiedlichen Schwerpunkten lässt sich auch auf die heutige Fachtagung übertragen.

Genau in diesem Sinne möchte ich nun auch den Startschuss für die Veranstaltung geben, nämlich mit der Botschaft:

- wir als Veranstalter haben für einen guten Rahmen gesorgt,
- wir haben Konzepte recherchiert,

- wir haben Praktiker eingeladen, über ihre Erfahrungen zu berichten,
- wir haben Wissenschaftler gebeten, den theoretischen Rahmen zu beleuchten,
- wir bieten Ihnen Raum für Austausch und Diskussion –

und nun sind Sie alle hier im Saal gefordert, denn nur Sie können dafür sorgen,

- dass die Veranstaltung für Sie einen Gewinn bringt,
- dass Sie ihre Fragen an Frau und Mann bringen und
- dass Sie eine fachliche Positionierung zu den angesprochenen Themen entwickeln.

In diesem Sinne freue ich mich auf lebendige Runden in den kommenden Stunden.

Das Wunder des Nichtwissens oder das Paradigma der professionellen Lösungsabstinenz¹

PROF. DR. HEIKO KLEVE
Fachbereich Sozialwesen, Fachhochschule Potsdam

*„Wenn dir eine Interpretation einfällt, nimm ein Aspirin, hocke dich in die nächste Ecke und warte, bis der Anfall vorbei ist.“
Steve de Shazer²*

Ausgangspunkte

Als ich vor einiger Zeit von einem freien Träger der Jugendhilfe eingeladen wurde, auf einer Festveranstaltung zum 15-jährigen Bestehen der Organisation einen Vortrag zu halten, baten die Kollegen mich, ein Vortragsthema und einen entsprechenden Titel vorzuschlagen. Ich mailte ihnen meinen Titel: *Nichtwissen und Dialog. Zwei Grundhaltungen in der Sozialen Arbeit*. Dieser Titel wurde auch akzeptiert. Als wir uns dann jedoch einige Zeit später zu einem persönlichen Gespräch trafen und die Inhalte des Vortrags diskutierten, stellte ich fest, dass die Kollegen das, was ich mit meinem Titel meinte, völlig anders interpretieren als ich. Sie glaubten, dass meine Kombination der Begriffe „Nichtwissen“ und „Dialog“ im Titel als Ironie gemeint ist und dass ich damit etwas zum Ausdruck bringen wolle, das auch in einigen Witzen über die sozialarbeiterischen Fachkräfte in unterschiedlichen Varianten zum Besten gegeben wird:

Witzvariante 1:

Treffen sich zwei Sozialarbeiter in der Stadt. Fragt der eine den anderen: „Du, kannst du mir sagen, wo hier der Bahnhof ist!“ Sagt der andere: „Nee du, das kann ich dir auch nicht sagen.“ Antwortet der erste: „Macht nichts – aber ich fand es schön, dass wir darüber geredet haben.“ Am nächsten Tag begegnen sich die beiden wieder. Fragt der eine den anderen: „Na, hast du den Bahnhof jetzt gefunden?“ Antwortet der andere: „Nee, aber ich kann jetzt damit umgehen.“

Witzvariante 2:

Fragt jemand einen Sozialarbeiter: „Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wie ich zum Bahnhof komme?“ Antwortet der Sozialarbeiter: „Nee du, das kann ich dir auch nicht sagen. Aber warte mal, ich fahre dich hin.“

Diese Witze bringen auf den ersten Blick wohl zum Ausdruck, dass in der Sozialen Arbeit vor allem geredet wird, dass dieses Reden jedoch häufig notwendiges Wissen, das ihm zugrunde liegen müsste, entbehrt. Auf den zweiten Blick können wir aber auch andere Bedeutungen herausziehen.

¹ Erstveröffentlichung in: Kontext, Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie, Heft 4/2011 (Band 42), S. 338-355

² Laut Matthias Varga von Kibéd (etwa 2008, S. 14) soll de Shazer diesen Satz des Öfteren in Weiterbildungen zur Lösungsorientierten Beratung geäußert haben.

Wenn, wie in der Witzvariante 1, der eine Sozialarbeiter sagt, dass er nach dem Gespräch mit dem anderen mit etwas umgehen kann, was er nicht finden konnte (den Bahnhof), zeigt sich damit doch auch ein Gesprächserfolg. Wenn, wie in der Witzvariante 2, der Sozialarbeiter sagt, dass er zwar nicht beschreiben kann, wie der Weg zum Bahnhof ist, dass er den Passanten jedoch direkt dort hinbringen kann, offenbart sich damit doch auch etwas, was wir mindestens in zweierlei Hinsicht interpretieren könnten – *erstens*, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter zwar nicht immer genau sagen können, was sie wie tun, dass sie aber dennoch ihre Sache sicher zum Erfolg bringen können und *zweitens*, dass erfolgreiches Lernen mit Vergessen, also mit Nichtwissen kombiniert ist. Wenn wir etwas erfolgreich erlernt haben, es wirklich können, etwa eine Fremdsprache sprechen, Fahrrad fahren, tanzen, ein Musikinstrument spielen, dann wissen wir häufig die Regeln nicht mehr, die dem Lernen dieser Fähigkeiten zugrunde lagen – wir dürfen uns im Vollzug der Tätigkeiten an diese Regeln gar nicht mehr erinnern können, es würde viel zu lange dauern. Wir tun einfach das, was wir können – im Kontext von Nichtwissen.

Zurück zu meinem oben genannten Vortragstitel: Die Kollegen des sozialarbeiterischen Trägers glaubten also, ich wolle Problematisches oder Ironisches vortragen, wenn ich von Nichtwissen in der Sozialen Arbeit spreche. Sie waren erstaunt, als ich ihnen dann erklärte, worum es mir geht, *dass nämlich Nichtwissen als eine äußerst wichtige und wunderbare sozialarbeiterische Haltung verstanden werden kann, die den Erfolg professionellen Handelns, die Hilfe zur Selbsthilfe, wahrscheinlicher werden lässt*. Dieses Erstaunen, das ich bei erfahrenen sozialarbeiterischen Fachkräften mit meinem Vortragstitel erntete, erblicke ich auch häufig in den Gesichtern von Studierenden der Sozialen Arbeit im 1. Semester unseres Potsdamer Bachelorstudienganges, wenn ich ihnen erläutere, dass in der Beratungsarbeit die *Haltung des Nichtwissens bezüglich der Lösungen für die Probleme der Adressaten* zentral ist. In der Theorie können Studierenden dann nach einer gewissen Zeit nachvollziehen, dass diese Haltung bedeutend ist. Aber in der Praxis, wenn sie dann im intensiven Rollenspiel selbst Beratungsgespräche im Sinne der klientenzentrierten Gesprächsführung nach Carl Rogers oder auf der Basis der Lösungsorientierung nach Steve de Shazer und Insoo Kim Berg durchführen sollen, fällt es ihnen äußerst schwer, sich zurückzunehmen, um in einer offenen, zwar empathischen und akzeptierenden, aber eben lösungsabstinenten Haltung zu kommen und zu bleiben.

Im Folgenden soll es genau um diese Haltung des Nichtwissens gehen, die wir immer dann einnehmen sollten, wenn wir tatsächlich daran interessiert sind, dass die Nutzer sozialarbeiterischer Dienste ihre eigenen, zu ihnen und ihren Lebenswelten passenden Lösungen finden und realisieren können. Da Nichtwissen dieser Haltung zugrunde liegt, wollen wir in drei Teilen dieses Nichtwissen betrachten. Zunächst werden wir soziologisch, mit einem Blick auf den gesellschaftlichen Kontext der Sozialen Arbeit verdeutlichen, dass Nichtwissen ein prägendes Merkmal der Moderne ist (I.). Sodann sollen ältere und neuere Praxiskonzepte betrachtet werden, für die die Haltung des Nichtwissens zentral ist (II.). Den Abschluss bildet ein theoretischer Exkurs in einige systemische Grundlagen sozialarbeiterischen Handelns, durch den deutlich werden kann, dass Sozialarbeiter mit der nichtwissenden Haltung in Bezug auf Problemlösungen genau dem entsprechen, was autopoietische Systeme erfordern (s.u. III.).

I. Der gesellschaftliche Kontext des Nichtwissens

Die moderne Gesellschaft wird häufig als „Wissensgesellschaft“ bezeichnet³. Gemeint ist damit, dass heutiges Leben die Verfügung über und die Nutzung von Wissen voraussetzt und die Gesellschaft zudem permanent neues Wissen produziert. Schnell können wir jedoch erkennen, dass damit zugleich das Nichtwissen mit kreiert wird. Besonders deutlich hat dies Richard Münch⁴ pointiert, wenn er als ein Kennzeichen unserer Gesellschaft eine Grundambivalenz der Moderne, nämlich die „Paradoxie des Rationalismus“ benennt. Demnach expandiere mit dem Wissen zugleich das Nichtwissen, denn „jede neue Erkenntnis produziert eine ganze Reihe neuer Wissenslücken“⁵. Und so münde die Entwicklung der modernen rationalen Vernunft, etwa in Gestalt der Wissenschaft nicht in der Letztfundierung, nicht dort, wo wir letztlich alles erkannt haben werden, alles wissen, was zu wissen möglich ist – im Gegenteil: moderne Wissenschaft verunsichere eher, offenbare eben immer auch die Unergründlichkeit der Welt, ja, unser diesbezügliches Nichtwissen.

Zudem ist die moderne Gesellschaft in stetem Fluss, in einer permanenten Veränderungsdynamik, in einem Dauerwandel. Bereits Karl Marx und Friedrich Engels⁶ haben in ihrer legendären Schrift *Manifest der kommunistischen Partei* klar zur Sprache gebracht, dass die moderne, für sie: die kapitalistische Gesellschaft alles „Ständische und Stehende“ permanent verdampfen lässt. Niklas Luhmann hat diesen unruhigen, von fortwährenden Innovationen und Krisen geprägten gesellschaftlichen Dauerzustand der Moderne als ihren „Eigenwert“ und mit dem Begriff der „Kontingenz“ bezeichnet⁷. Demnach könnte heute alles – jede Entscheidung, jede Sichtweise, jede Meinung, jedes Diskussionsergebnis, jedes einzelne Leben etc. – immer auch anders ausfallen. „Kontingenz ist alles, was weder notwendig noch unmöglich ist“⁸ – was so, wie es gerade ist bzw. erscheint, durchaus sein kann, aber – im Kontext bestimmter, zumeist vielfältiger Möglichkeiten – eben auch anders.

In einer Gesellschaft, die in dieser Weise dauerirritiert ist, sich permanent wandelt, wo alles, was ist, immer auch anders sein könnte, ist jedes Wissen nur vorläufig und kann schon im nächsten Moment Nichtwissen offenbaren. Ulrich Beck spricht von einer „Risikogesellschaft“⁹, weil jede Entscheidung, die wir treffen, mit dem Risiko von nicht gewollten Effekten einhergeht, also Nebenfolgen und damit Unsicherheiten produziert, die wir im Akt des Entscheidens zwar erahnen, aber niemals mit sicherem Wissen prognostizieren oder gar ausschließen können. Das Risiko dringt als bestimmendes Element unserer Erfahrungen in nahezu alle Lebensbereiche, im Beruflichen wie im Privaten ein, nämlich als Gewährwerden der Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit und Nichtplanbarkeit der menschlichen Existenz und ihren Entscheidungsfolgen.

³ vgl. etwa Pongs 1998, S. 211ff. mit Bezug auf Karin Knorr-Cetina

⁴ Münch, 1991, S. 29ff.

⁵ ebd., S. 29

⁶ Marx/Engels, 1848, S. 49

⁷ Luhmann, 1992

⁸ ebd., S. 96

⁹ Beck, 1986

Die Soziale Arbeit ist von dieser Verquickung des Wissens mit dem Nichtwissen besonders dort betroffen, wo es um Probleme in der Lebensführung von Menschen geht, für deren Lösung Sozialarbeiter beauftragt werden. Diese Lebensführung ist aber selbst dem steten Wandel unterworfen und lässt sich kaum noch mit einem eindeutigen und allgemeingültigen normativen Maßstab bewerten. Wie Thomas Rauschenbach formuliert, wandelt und vervielfältigt sich die Normalität des Lebens heute ständig, „und zwar so lange, bis sie sich als Orientierungsmaßstab, an dem man sich ebenso anlehnen wie dezidiert davon absetzen kann, von selbst auflöst“¹⁰. In der Soziologie wird in diesem Zusammenhang von *Individualisierung* und *Pluralisierung der Lebenswelten* gesprochen.

Die sozialen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse offenbaren sich etwa hinsichtlich einer Vielfalt von möglichen Formen des Lebens und Zusammenlebens der Menschen oder durch unterschiedliche Einstellungen, Werte, Normen und subjektive Wirklichkeitsvorstellungen. Diesbezüglich ist nicht Identität, sondern Differenz das, was wir täglich erfahren können, wenn wir privat oder öffentlich mit anderen in Kontakt treten.

Für eine Soziale Arbeit, die in diesem gesellschaftlichen Kontext agiert, versteht sich nichts von selbst. So können Sozialarbeiter – abgesehen von den biologischen Grundbedürfnissen menschlichen Lebens – nicht wissen, was ihre Adressaten „brauchen“, um ihre Probleme zu lösen – das kann eben in Abhängigkeit von ihren individuellen und differnten Lebenswelten höchst verschieden sein. An die Stelle dieses Wissen tritt das Nichtwissen hinsichtlich dieser Frage sowie die Notwendigkeit, darüber zu kommunizieren, was die Nutzer der sozialarbeiterischen Dienstleistung selber wollen. Und genau damit kommen wir zur kommunikativen Methodik der Sozialen Arbeit, zur Beratung, die wir, etwa mit Peter Lüssi, auch als Zentrum der beruflichen Praxis bezeichnen könnten¹¹.

II. Die Methodik des Nichtwissens

Spätestens jetzt sollten wir noch einmal genau unterscheiden, wo in der Sozialen Arbeit das Nichtwissen als zentrale Haltung postuliert werden kann, in welchen Kontexten aber zweifellos professionelles Wissen erforderlich ist. Wenn von der Haltung des Nichtwissens gesprochen wird, dann ist damit gemeint, dass Sozialarbeiter die Lösung der Probleme ihrer Klienten nicht im Sinne eines wissenden Ratschlags oder einer wissenden Empfehlung aus der Tasche ziehen können. Diesbezüglich sind sie ahnungslos. Diese Einsicht ist zweifellos nicht neu, sie gehört zum klassischen Kanon der sozialarbeiterischen Methodik: „Niemand kann einen andern dadurch stark machen, daß er für diesen andern arbeitet. Niemand kann ihn dadurch zum Denken veranlassen, daß er für den andern denkt“ – so Alice Salomon¹².

Was Sozialarbeiter jedoch können, ist, durch ihr methodisches Handeln einen kommunikativen Kontext schaffen, der die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Adressaten Lösungen entwickeln und in ihrem eigenen Leben auch realisieren können. Genau in dieser

¹⁰ Rauschenbach, 1994, S. 91

¹¹ Lüssi, 1991, S. 48

¹² Salomon, 1926, S. 304

Hinsicht sollten die Sozialprofessionellen wissend sein. Sie kennen also bestenfalls Methoden und Techniken, die es ihnen erlauben, mit ihren Nutzern so zu arbeiten, dass diese passende und praktikable Lösungsmöglichkeiten für sich kreieren können. Das Medium dieser Kreation ist die professionelle Beziehung, mithin der kommunikative Kontext, den die Soziale Arbeit in Form der Beratung zu realisieren versteht. Eine wesentliche Grundlage, damit ein solcher Kontext entstehen kann, ist freilich die Einnahme der Haltung des Nichtwissens bezüglich der Problemlösungen. Je besser es den Sozialprofessionellen gelingt, diese Haltung einzunehmen, desto wahrscheinlicher wird es, dass ihre Adressaten anfangen, selbst zu denken, selbst an ihren Lösungen zu arbeiten und beginnen, diese in ihrem Leben umzusetzen.

Daher wollen wir unterschiedliche methodische Ansätze hinsichtlich der Einnahme genau dieser Haltung betrachten. Dabei kann deutlich werden, dass in wichtigen methodischen Grundlagen sozialarbeiterischer Beratung die Haltung des Nichtwissens zentral ist. Beispielhaft wollen wir zunächst die Psychoanalyse, sodann die klientenzentrierte Gesprächsführung sowie weiterhin die Sozialraumorientierung und diesbezüglich insbesondere den Familienrat betrachten. Als besonders radikale Methoden des Nichtwissens schauen wir schließlich auf die Lösungsorientierung und die Systemische Strukturaufstellung.

Psychoanalyse

Sigmund Freud, der gemeinsam mit seinem Kollegen Joseph Breuer als der moderne Begründer der „Redekur“ gelten kann, wie eine der ersten Psychoanalysepatientinnen, nämlich Anna O., die therapeutische Methodik des Sprechens des Klienten und des Zuhörens der Therapeuten genannt hat¹³, etablierte das so genannte *Abstinenzprinzip*. Mit diesem Prinzip wird dem Therapeuten jedwede direkte Beeinflussung des Klienten, etwa durch Ratschläge untersagt. „Der Arzt soll undurchsichtig für den Analysierten sein und wie eine Spiegelplatte nichts anderes zeigen, als was ihm gezeigt wird“¹⁴. Diese Abstinenz ist in der Psychoanalyse mindestens Grundlage für zweierlei: *zum einen* für die Entwicklung der sogenannten „Übertragungsbeziehung“ und *zum anderen* für das freie Assoziieren des Klienten. Zur Übertragungsbeziehung kommen wir noch. Zunächst zum freien Assoziieren, also zur Methodik, dass nicht der Therapeut, sondern hauptsächlich der Klient redet, und zwar von all dem, was ihm in der psychoanalytischen Sitzung, also auf der Couch liegend zu einem Thema, etwa einer Symptomatik einfällt.

Dass das Reden des Klienten problemlösende Wirkungen haben kann und dass Ratschläge des Therapeuten eher hinderlich sind, entdeckte insbesondere Joseph Breuer bei der Behandlung der genannten Anna O. Ein Symptom dieser Klientin war im heißen Frühling des Jahres 1882 ihre Abneigung, Wasser zu trinken, so dass bereits eine „Hydrophobie“ diagnostiziert wurde.

„Obwohl sie vor Durst verschmachtete, war sie außerstande zu trinken, bis sie eines Abends Breuer im hypnotischen Zustand erzählte, daß sie gesehen hatte, wie ihre englische Gesellschafterin – die sie nicht mochte – ihren kleinen Hund aus einem Glas trinken

¹³ Guy 1987, S. 80; siehe auch Breuer/Freud 1895

¹⁴ Freud 1912, S. 384

ließ. Sobald ihr unterdrückter Ekel offen ausgesprochen war, verschwand die Hydrophobie“¹⁵.

Die Redekur kann also bestenfalls dazu führen, dass aus dem Bewusstsein verdrängte Erlebnisse, die Symptome hervorrufen, wieder bewusst werden und dass sich dadurch diese Symptome lösen. Und natürlich kann der Therapeut nicht wissen, um welche Verdrängungen es sich dabei handelt. Er kann lediglich versuchen, einen kommunikativen Kontext zu schaffen, durch den sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die verdrängten Inhalte bewusst werden. Dieser Kontext wird in der Psychoanalyse durch das freie Assoziieren des Klienten geprägt.

Am Beispiel der Psychoanalyse können wir aber auch sehen, welche Probleme es zeitigen kann, wenn der Therapeut das Abstinenzprinzip missachtet, wenn er entgegen seiner Regel Ratschläge erteilt. Einer der bekanntesten Klienten Freuds, der russische Adelige Sergej Pankejeff, dessen Leidensgeschichte von Freud¹⁶ ausführlich geschildert wird und der in die Geschichte der Psychoanalyse als „Wolfsmann“ einging, weil in seinen Traumphantasien Wölfe eine zentrale Rolle spielten, berichtete Jahre später von einer Verletzung des Abstinenzprinzips durch Freud selbst^{17,18}. In einem langen Interview, das Pankejeff, also der Wolfsmann in den 1970er Jahren über seine „Psychoanalyse und die Folgen“ gab¹⁹, schilderte er, welche Auswirkungen seine therapeutische Übertragungsbeziehung zu Freud hatte.

Mit Übertragungsbeziehung wird die Beziehungsdynamik zwischen dem Klienten und dem Therapeuten bezeichnet, in welcher der Klient eigene biographische Erfahrungen und Prägungen, insbesondere aus dem familiären Kontext auf den Therapeuten überträgt. Demnach wird der Therapeut vom Klienten mit Gefühlen und Gefühlsreaktionen besetzt, die den Gefühlen und Gefühlsreaktionen zu den eigenen Eltern entsprechen. Diese freudsche Übertragungsbeziehung wurde dem russischen Wolfsmann zum Verhängnis, weil Freud ihm, entgegen seinem Abstinenzprinzip einen Rat gab, den Pankejeff befolgte: Zu Zeiten der russischen Revolution wollte Pankejeff zurück nach Russland, um sein Vermögen vor den Kommunisten zu retten. Dies und dass dafür jetzt der richtige Moment gekommen sei, signalisierte er Freud während der Therapie. Aber Freud habe geantwortet, so Pankejeff²⁰: „Nein, bleiben Sie hier. Sie haben noch das und das zu lösen. Und da bin ich geblieben“. Für Pankejeff sei das einer seiner größten Fehler gewesen, denn dadurch habe er sein gesamtes Vermögen verloren. Dass er diesen Fehler begangen hat, rechnet er dem Einfluss seiner Übertragungsbeziehung zu. Weil er Freud als Vaterfigur besetzt habe, sei er entgegen seines eigenen besseren Wissens, eben wegen des freudschen Ratschlags geblieben, obwohl dies – auch aus der späteren Perspektive – falsch gewesen sei.

Auch um die Klienten vor der eigenen Dummheit zu schützen, ist es ratsam, in der abstinenter Haltung des Nichtwissens zu bleiben und keine Ratschläge zu erteilen. Denn die-

¹⁵ Guy 1987, S. 80

¹⁶ Freud, 1918

¹⁷ vgl. Oberholzer 1980, S. 56ff.

¹⁸ Ich danke meinem Kollegen Frank Früchtel für diesen Hinweis.

¹⁹ Vgl. ebd.

²⁰ in ebd., S. 97

se können sich, wenn sie befolgt werden, als gefährlich oder gar als für die Klienten katastrophal erweisen.

Klientenzentrierte Gesprächsführung

Carl R. Rogers (siehe etwa 1959) als Begründer der klientenzentrierten Beratung und Therapie hat auf professionelle Kontexte der Gesprächsführung und somit auch auf die Soziale Arbeit einen nachhaltigen Einfluss. So scheint es in der Profession als unbestritten, dass Fachkräfte die Grundhaltungen und zentralen Techniken dieses Konzeptes als Basis für jedwedes Gespräch beherrschen sollten. Nach Rogers ist die Qualität der professionellen Beziehung das entscheidende Medium für psycho-soziale Veränderungsprozesse. Diese Qualität werde durch die professionelle Realisierung der drei Aspekte *Akzeptanz*, *Empathie* und *Kongruenz (Echtheit)* maßgeblich beeinflusst. Je besser es dem Berater gelingt, akzeptierend, empathisch und kongruent mit dem Klienten zu kommunizieren, desto wahrscheinlicher wird es, dass die „Selbstaktualisierung“ des Klienten angeregt wird.

Das Selbstaktualisierungsprinzip ist das zentrale Axiom der klientenzentrierten Beratung und beschreibt, dass jedem Menschen inne wohnende Prinzip nach Wachstum, Heilung, Problemlösung. Alles, was der Mensch benötigt, um seine Probleme zu lösen, hat er demnach – er muss jedoch in passender Weise angeregt werden, an seine Potentiale zur Selbstaktualisierung heranzukommen. Und diese Anregung kann auf der Basis der genannten drei Aspekte und insbesondere mit Hilfe der beiden von Rogers empfohlenen Techniken des *Paraphrasierens* bzw. *Spiegelns* der Inhalte des vom Klienten Gesagten und der *Verbalisierung* der dahinter sich verbergenden *Emotionen* geschehen. Beide Techniken könnten auch als *aktives Zuhören* zusammengefasst werden.

Damit basiert die klientenzentrierte Gesprächsführung ebenfalls auf der Haltung des Nichtwissens, auf dem Prinzip der professionellen Lösungsabstinenz. Der Berater kann sich diesbezüglich radikal enthalten zeigen. Das, was er jedoch gekonnt praktizieren muss, ist *aktiv zuzuhören*. Berater müssen demnach fähig sein, *erstens*: das, was der Klient sagt, mit eigenen knappen und pointierten Worten zu wiederholen und *zweitens*: die emotionalen Aspekte (etwa Wut, Trauer, innere Zerrissenheit etc.), die damit einhergehen, zu verbalisieren.

In seinem Buch *Momo* hat Michael Ende²¹ genau diese wunderbare Fähigkeit des zugleich nichtwissenden und aktiven Zuhörens sowie dessen Effekte als eine besondere Fähigkeit der kleinen Momo beschrieben:

„Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: zuhören. Das ist nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und Anteilnahme. [...] Sie konnte so zuhören, dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie

²¹ Ende, 1973, S. 13 ff.

wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden. [...] So konnte Momo zuhören“²².

Zugegeben, aktives Zuhören, heißt nicht, einfach nur „da zu sitzen“ und „mit aller Aufmerksamkeit und Anteilnahme“ die Ohren auf zu sperren, es bedeutet schon, dass der Berater Inhalte paraphrasiert und Emotionen verbalisiert. Was er aber in diesem Konzept auf keinen Fall tun muss, ist, Fragen zu stellen oder Ratschläge zu geben. Das Entscheidende, das für die Problemlösung wichtig ist, eröffnet sich dem Klienten durch den kommunikativen klientenzentrierten Prozess als eigene Kreation.

Sozialraumorientierung, insbesondere Familienrat

Die Sozialraumorientierung wird als sozialarbeiterisches Praxiskonzept insbesondere von Wolfgang Hinte²³ sowie von Frank Früchtel und Wolfgang Budde²⁴ popagiert und stetig fortentwickelt. Ein zentraler und für unser Thema relevanter Aspekt dieses Konzeptes ist es, den Willen der Adressaten als entscheidenden Ausgangs- und Orientierungspunkt der Sozialen Arbeit anzusehen. Die *Orientierung am Willen* setzt sich von allen sozialarbeiterischen Konzepten ab, die davon ausgehen, dass die Fachkräfte wissen können, was die Klienten brauchen oder welche Bedarfe in einem Fall maßgeblich sind. Der Wille kann nur vom Klienten formuliert oder in seinen Verhaltensweisen zum Ausdruck kommen. So soll eine konsequent nachfrageorientierte Organisation der Hilfen realisiert werden. Es geht demnach nicht darum unterschiedlichste Angebote „vorrätig“ zu halten, sondern für jedes konkrete Problem spezielle „Maßanzüge“ zu entwickeln. Ein besonderes Konzept, das in Deutschland im Rahmen sozialraumorientierter Sozialarbeit gerade Karriere macht, ist der Familien- oder auch Verwandtschaftsrat. Dieses Verfahren bezieht sich auf den Willen ganzer Familien und ihrer sozialen Bezüge.

Auch im Familienrat wird ernst gemacht mit der professionellen Haltung des Nichtwissens. Genau besehen handelt es sich bei diesem Konzept um eine radikal betroffenenorientierte Form der Hilfeplanung. Während in der klassischen Hilfeplanung vor allem Professionelle den Prozess dominieren und – trotz „Partizipation“ der Klienten – letztlich festlegen, welche Hilfeformen welche Lösungen erbringen sollen, werden im Familienrat die Professionellen in der entscheidenden Phase der Lösungssuche gänzlich aus der Kommunikation heraus genommen²⁵.

Wenn ein Familienrat einer Familie vorgeschlagen wird und die Familie dieses Verfahren nutzen möchte, dann übernimmt ein Koordinator in Kontakt mit der Familie die Vorbereitung. Es geht dann darum zu überlegen und zu entscheiden, wer an der Sitzung teilnehmen soll, wer neben den Familienmitgliedern der Familie potentiell Ressourcen zur Verfügung stellen könnte. Entscheidend in dieser Vorbereitungsphase ist die Lösungsabstimmung des Koordinators. Auch bei der Durchführung des Familienrates, formulieren die beteiligten Professionellen zu Beginn der Sitzung lediglich ihre Problemsichtweisen bezüglich der Familie und signalisieren Konsequenzen, falls die Probleme nicht gelöst wer-

²² ebd., S. 14 f.

²³ siehe etwa Hinte/Treeß 2007

²⁴ siehe etwa Früchtel/Cyprian/Budde 2007; Früchtel/Budde/Cyprian 2007

²⁵ vgl. ausführlich dazu etwa Früchtel/Budde/Cyprian 2007, S. 34ff.

den. Sie geben aber selbst keine Ratschläge oder Lösungsideen. Denn die entscheidende Phase des Familienrates findet ohne die Professionellen statt. Die Familie und für die Familie relevante Personen, vorrangig aus deren Lebenswelt, beratschlagen nun Möglichkeiten, um die familiären oder individuellen Probleme von Familienmitgliedern zu lösen. Diese Lösungsideen werden den Professionellen nach der Sitzung vorgestellt und dann durchaus gemeinsam konkretisiert.

Der Familienrat hat sich, ursprünglich aus Neuseeland kommend, als ein Familien stärkendes und sehr erfolgreiches Konzept inzwischen in zahlreichen europäischen Ländern verbreitet und befindet sich derzeit in einer Etablierungsphase. Dabei ermöglicht erst die professionelle Haltung des Nichtwissens hinsichtlich der Problemlösungen den Adressanten, ihre eigenen zu ihren Lebenswelten passenden Lösungen zu kreieren.

Lösungsorientierung

Die Lösungsorientierung ist zwar *Mehr als ein Wunder*, wie es mit einem Buchtitel von Steve de Shazer und Yvonne Dolan²⁶ heißt, das Wunder hat innerhalb dieses Ansatzes aber Methode, es ist neben der Frage nach Ausnahmen und der Skalierung die zentrale Technik:

„Ich möchte Ihnen jetzt eine ungewöhnliche Frage stellen. *Stellen Sie sich vor*, während Sie heute Nacht schlafen und das ganze Haus ruhig ist, geschieht ein *Wunder*. Das Wunder besteht darin, dass *das Problem, das Sie hierher geführt hat, gelöst ist*. Allerdings wissen Sie nicht, dass *das Wunder geschehen ist*, weil Sie ja schlafen. Wenn Sie also morgen früh aufwachen, *was wird dann anders sein*, das Ihnen sagt, dass ein Wunder geschehen ist und das Problem, das Sie hierher geführt hat, gelöst ist?“²⁷

Die Klienten werden hiermit eingeladen, in eine ungewisse, aber dennoch imaginierbare Zukunft zu schauen. Diese Zukunft soll so vorgestellt und zur Sprache gebracht werden, dass kognitiv und emotional erlebbar wird, wie es ist, sich in einer problemfreien Zeit, in einer Lösungszukunft zu befinden. Diese Technik des 2. Futur, also der vollendeten Zukunft hat den Effekt, dass Klienten aus ihrer Aufmerksamkeitsfixierung auf das Problem heraustreten können, dass ihre Gedanken und Gefühle damit tatsächlich frei werden, sich öffnen für Neues – so zumindest die Erfahrung²⁸.

Die zweite zentrale Fragetechnik der Lösungsorientierung, nämlich die *Frage nach Ausnahmen* hilft dabei, im Gespräch zu explorieren, wann die Probleme nicht auftreten, wann zuletzt Zeiten erlebt wurden, die problemfrei waren oder in denen Probleme gelöst werden konnten und was zu diesen Zeiten anders war:

„Gab es in den letzten Wochen Zeiten in denen [...] (das Problem) nicht auftrat oder weniger schlimm war?“ Oder: „Angenommen, ich würde Ihre beste Freundin (oder Ihren

²⁶ Shazer/Dolan, 2007

²⁷ De Jong/Berg 2002, S. 139

²⁸ siehe ausführlich ebd.

Mann/Ihre Frau) fragen, ob Sie in letzter Zeit irgendwelche besseren Tage hatten, was meinen Sie, was sie sagen würde?“²⁹

Mit dieser Frage wird in eine problemfreie Vergangenheit geschaut und im weiteren Gesprächsverlauf vor allem darauf, wie sich diese Zeit von der Problemzeit unterscheidet, was anders war und wie der Klient diese Unterschiede vielleicht selbst mit bewirkt hat. Wie bei der Wunderfrage geht es um das Fokussieren, Explizieren und Besprechen von Unterschieden, die dann auftreten, wenn das Problem gelöst/verschwunden ist (Wunderfrage) oder als Zeiten erlebt wurden, in denen die Probleme nicht auftraten (Ausnahmen).

Die Fokussierung von Unterschieden bezweckt auch das *Skalierungsfragen*. Hier ein Beispiel für eine Skalierungsfrage aus einem Beratungsprotokoll von Peter De Jong und Insoo Kim Berg³⁰:

Berater: „Jetzt habe ich eine etwas andere Frage, Ah Yan, eine, die alles auf einer Skala von 0 bis 10 einstuft. Sagen wir, dass 0 dem entspricht, wie schlimm ihre ‚Panikgefühle‘ waren, als Sie sich hier bei mir angemeldet haben, und dass 10 das Wunder ist, das Sie mir vorhin beschrieben haben. Wo auf dieser Skala sind Sie heute?“

Klientin: „Hmm, ungefähr bei einer 6.“

Berater: „Eine 6, ohne Scherz. Das ist ganz schön hoch. Was ist anders, jetzt wo Sie bei 6 sind anstatt bei 0?“

Auf der Basis der Skalierung wird erneut das in den Blick geholt, was sich verändert hat sowie im weiteren Verlauf des Gesprächs die Unterschiede im Verhalten oder den Verhältnissen der Klientin, die die Unterschiede aus Sicht der Klientin möglicherweise bewirkt haben.

Wie wir bei dem kleinen Exkurs in die lösungsorientierte Beratung sehen können, bedeutet der Begriff „Lösungsorientierung“ nicht, dass der Berater Lösungen entwickelt oder dem Klienten solche vorschlägt – ganz im Gegenteil: Hier ist absolute Beraterabstinenz notwendig. Lösungsorientierung bezeichnet eher einen Perspektivenwechsel im Beratungsgespräch. Der Berater fokussiert durch seine Fragen weniger die Probleme, sondern lädt die Klienten ein, über zukünftige Lösungsszenarien nachzudenken und zu sprechen oder vergangene, bereits erlebte Lösungsansätze bei den aktuellen oder bei ehemaligen Problemen zu erinnern.

Diese Form der Gesprächsführung arbeitet mit der Erfahrung, dass die Richtung der Aufmerksamkeit bestimmt, wohin die kognitive, emotionale oder handlungsorientierte Energie der Menschen geht. Wenn die Probleme fokussiert werden, dann bewegen sich die benannten Energien in ebendiese Richtung und die Problemlast wird schwerer und schwerer. Wenn jedoch die Aufmerksamkeit in Richtung Lösungen schlägt, dann wird eben die Wahrscheinlichkeit, dass Lösungen entstehen können, tatsächlich höher.

²⁹ ebd.

³⁰ ebd., S. 170

Systemische Strukturaufstellung

Die Systemischen Strukturaufstellungen, wie sie von Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer³¹ als Verfahren zur Simulation von systemischen Strukturdynamiken entwickelt wurden, erlauben eine besonders beeindruckende Arbeit auf der Basis des Nichtwissens. Mit der so genannten verdeckten Strukturaufstellung kann dies deutlich werden. Beim verdeckten Aufstellen ist es nicht nötig, dass Klienten inhaltliche Einzelheiten über ihre Problematik erzählen. Das kann etwa in frühen Phasen der Gruppenarbeit oder auch in Organisationen relevant sein, wenn Menschen – aus welchen persönlichen Gründen auch immer – (noch) keine Einzelheiten ihrer Problematik offenbaren wollen, aber dennoch nach Lösungen Ausschau halten möchten. Mit der Strukturaufstellung ist dies möglich. Denn in der Strukturaufstellung als ein Gruppensimulationsverfahren wird mit der aufgestellten Struktur und den Wahrnehmungen der Repräsentanten gearbeitet. Das inhaltliche Wissen über eine konkrete Problemsituation kann hier sogar eher hinderlich sein, um sich auf das zu beziehen, was die Aufstellung durch die Gruppierung der Repräsentanten zueinander und durch die dadurch angeregten Wahrnehmungen zeigt.

Diese Vorgehensweise wird verständlicher, wenn wir uns den Aufstellungsprozess vergegenwärtigen und zwei Hypothesen betrachten, die die Möglichkeit eines verdeckten Arbeitens begründen könnten.

Zunächst zum Aufstellungsprozess: Die Aufstellung beginnt mit dem Interview des Aufstellungsmoderators mit dem Klienten. Der Klient wird gebeten, sich seine Problematik zu vergegenwärtigen. Dann geht es darum festzulegen, welches Aufstellungsformat gewählt werden soll. Das hängt von der Art der Problematik ab. Wenn es etwa um einen inneren Entscheidungskonflikt geht, passt eine Entscheidungs- bzw. Tetralemmaaufstellung. Sollte es ein individuelles oder soziales Problem sein, könnte die Problem- oder auch eine Lösungsaufstellung passend sein. Wenn es sich um eine Problematik handelt, die bereits lange belastet, die auch schon mehrfach versucht wurde zu lösen, aber hinsichtlich ihrer Wurzeln und Bedingungen rätselhaft bleibt, würde sich eine Aufstellung des ausgeblendetes Themas anbieten.

Da wir hier nicht den Raum haben, alle genannten Aufstellungsformate zu erläutern³², wollen wir uns auf das knappe Format der *Aufstellung des ausgeblendetes Themas* beschränken. Hier werden lediglich drei Elemente identifiziert und aufgestellt: (1) der *Fokus*: als Repräsentant für den Klienten mit seiner spezifischen Problematik und der Perspektive darauf; (2) das *offizielle Thema*: das, worunter der Klient leidet, was er also lösen möchte, und (3) das *eigentliche Thema*: das, wobei es bei der offiziellen Thematik auch noch gehen könnte, was (noch) im Verborgenen liegt und für eine Lösung eingeblendet werden sollte. Im Interview wird der Klient gebeten, für sein offizielles Thema einen Namen zu finden. Dieser Name kann jedoch abstrakt bleiben, etwa A, B oder XY. Darauf kommt es nicht an. Wichtig ist aber, dass der Klient mit diesem Namen sein Thema assoziiert, dass für ihn mithin klar ist, was sich etwa hinter „XY“ verbirgt.

³¹ Varga von Kibéd/Sparrer, 2005; Sparrer 2006; 2007; Sparrer/Varga von Kibéd 2010

³² siehe ausführlich dazu etwa Sparrer 2006

Der eigentliche Prozess des Aufstellens, der nach dem Interview beginnt, verläuft so, dass der Klient gebeten wird, für die Elemente Fokus, offizielles Thema und eigentliches Thema jeweils Repräsentanten aus der Gruppe auszuwählen, um diese nach seinem inneren, gefühlten Bild zueinander zu gruppieren. Dabei modelliert er lediglich zwei Variablen: Nähe und Distanz (Entfernung der Repräsentanten zueinander) und die Stellungswinkel. Sobald die Repräsentanten aufgestellt sind, werden diese nach Unterschieden befragt, die sie nun, da sie in der Konstellation stehen, wahrnehmen. Diese Unterschiede können sich auf alles beziehen, was jetzt in der jeweiligen Aufstellungsposition als Veränderung wahrgenommen wird.

Während dieser Befragung schaut und hört der Klient zu. Zudem wird er gefragt, ob das, was die Repräsentanten äußern, zu seiner Wahrnehmung in Bezug auf seine Problematik passt, ob wir uns also im „richtigen Film“ befinden. Erstaunlich ist nun, dass diese Frage regelmäßig positiv beantwortet wird. Obwohl die aufgestellten Repräsentanten nichts Inhaltliches von der realen Problematik kennen, kommen sie in der Aufstellung zu Wahrnehmungen, die vom Klienten als zu seiner Situation passend bewertet werden. Der Aufstellungsprozess setzt sich mit unterschiedlichen Interventionen des Aufstellungsmoderators fort, der sich im Kontakt mit den aufgestellten Repräsentanten auf die Suche nach solchen Positionen macht, die aus der Sicht der Aufgestellten als Verbesserungen wahrgenommen werden. Diesen ganzen Prozess beobachtet der Klient.

Am Ende berichten Klienten zumeist, dass sie auf neue Ideen hinsichtlich der Problemlösung gekommen sind, dass ihnen Erstaunliches deutlich geworden ist oder dass sie den Eindruck haben, dass sich Entscheidendes bezüglich ihrer Problemwahrnehmung verändert hat. Wie lässt sich das verstehen und erklären, was hier sehr knapp skizziert wurde? Wie kann eine solche Aufstellung funktionieren, ohne dass der Aufstellungsmoderator und die Repräsentanten inhaltliches Wissen über die Problematik der Klienten haben? Dazu will ich zwei mögliche Hypothesen formulieren:

Erste Hypothese: Aufstellungen arbeiten mit einem Vermögen von Menschen, das wir transverbale Sprache nennen können. Demnach lassen sich psychische, soziale und zahlreiche weitere Phänomene räumlich repräsentieren, mithin durch die räumliche Anordnung von Elementen zueinander³³. Und diese Anordnung entspricht einem räumlichen Code, eben der transverbalen Sprache. So macht es einen Unterschied, ob Elemente nebeneinander, hintereinander oder aufeinander ausgerichtet gestellt werden und im welchen Winkeln dies jeweils geschieht. Aufstellungen arbeiten mit diesem räumlichen Code, mit dieser transverbalen Sprache. Jedes Thema lässt sich in dieser Weise räumlich repräsentieren, strukturell abbilden.

Zweite Hypothese: Aufstellungen arbeiten mit einem Phänomen, das ich den *Horoskop-Effekt* nenne³⁴. Hier geht es um die Bereitschaft des Klienten eine Fähigkeit zu nutzen, die wir als Menschen meisterlich beherrschen: das *Sensemaking*. Wir können all das, was wir erleben, mit Sinn und Bedeutung aufladen. Wenn ein Klient sich einlässt, eine Aufstellung zu nutzen, offen zuhört, was die Repräsentanten sagen und dies vor dem Hinter-

³³ vgl. Schlötter 2005

³⁴ siehe Kleve 2011

grund seiner Problematik versteht, dann kann er hieraus viel ableiten, um seine Problematik neu zu verstehen und um neue Ideen zur Lösung zu finden. Hier haben wir es mit einem konstruktivistischen Phänomen zu tun: das, was der Klient aus einer Aufstellung herauszieht, was er an brauchbaren Unterschieden wahrnimmt, was ihn bestenfalls einen Schritt in Richtung Lösung weiterbringt, ist seine *eigene* Leistung, seine ganz individuelle Konstruktion.

Und so müssen professionelle Berater und Problemlöser also nichts von den inhaltlichen Themen kennen und keine Lösungen überlegen, wenn sie nur in der Lage sind, passende methodische Strukturen vorzuschlagen, die die Adressaten einladen, selbst das zu konstruieren, was sie benötigen, um ihren Zielen näher zu kommen. Eine der wundervollsten Methoden, um dies zu realisieren, ist wohl die Systemische Strukturaufstellung.

III. Die Systemtheorie des Nichtwissens

Die Systemtheorie, wie sie insbesondere Niklas Luhmann³⁵ im Anschluss an Entwicklungen in zahlreichen Wissenschaftsdisziplinen (etwa Biologie, Physik, Mathematik etc.) kreiert hat, kann uns helfen zu verstehen, warum die professionelle Haltung des Nichtwissens die passende Basis für die sozialarbeiterische Beratung sein kann. Luhmann unterscheidet insbesondere drei Systemklassen: biologische, psychische und soziale Systeme. Biologische Systeme können auch als Organismen bzw. als lebende Körper, psychische Systeme als Bewusstseinsprozesse und soziale Systeme als Kommunikationsstrukturen verstanden werden.

Nach Luhmann sind diese Systeme hinsichtlich ihrer jeweiligen Operationen (bei biologischen Systemen: körperliche Stoffwechsel- und Zellprozesse, bei psychischen Systemen: Gedanken und bei sozialen Systemen: Kommunikationen) von ihrer Umwelt und damit auch voneinander abgegrenzt. Zugleich hängen diese Systeme jedoch auch voneinander ab: Die Psyche setzt biologische und auch soziale Strukturen voraus, damit sie sich etablieren und erhalten kann. Die Kommunikation basiert auf eine psychische und biologische Umwelt. Und auch der Organismus benötigt eine psychische und soziale Einbettung, damit er sich konstituieren und am Leben bleiben kann. Die operative Unabhängigkeit und strukturelle Abhängigkeit der Systeme wird mit den beiden Begriffen *Autopoiesis* (bezüglich der Unabhängigkeit) und *strukturelle Koppelung* (bezüglich der Abhängigkeit) bezeichnet.

Entscheidend für unser Thema ist nun, dass biologische, psychische und soziale Systeme als *nicht-triviale* Systeme³⁶ gelten, die für ihre Beobachter, aber auch zum Teil für sich selbst intransparent, undurchsichtig, verschlossen bleiben. Nicht-triviale Systeme sind hinsichtlich dessen, was in ihnen an Operationen sich ereignet, wie diese Operationen strukturell eingebunden sind und die systemischen Strukturen verändern, nur äußerst begrenzt einsehbar. Wir können zwar mit medizinischen Geräten in den Körper schauen, uns bleibt aber verborgen, welche Dynamik etwa ein verabreichtes Medikament im Organismus auslöst und neben den gewünschten Effekten auch noch andere, eben Risiken

³⁵ Luhmann, 1984; 1997; siehe zur Einführung auch Kleve 2009

³⁶ Heinz von Foerster

und Nebenwirkungen hervorrufen kann. Darüber hinaus können wir bezüglich der psychischen und sozialen Systeme nie sicher sein, wie das, was wir anderen sagen, von diesen aufgenommen wird. Daher gilt die „Weisheit“: Etwas zu sagen, heißt noch lange nicht, dass dieses auch von den relevanten Personen gehört wird; wenn es gehört wird, bedeutet dies jedoch keineswegs, dass es auch verstanden wurde; wenn es verstanden wurde, geht damit nicht gleichzeitig Akzeptanz einher.

Die Psyche bleibt abgeschlossen, wir haben keine Möglichkeit in das Bewusstsein eines anderen hineinzuschauen, geschweige denn Bewusstseinsprozesse von außen zielgerichtet zu steuern. „Die Gedanken sind frei“ – so heißt es schon in einem alten deutschen Volkslied. Im Gegensatz zu Gedanken der Psyche können wir Kommunikationssysteme hinsichtlich von einzelnen Verhaltensweisen und Handlungen (etwa Schrift, Sprache, Mimik, Gestik etc.), die die Kommunikation prägen, beobachten. Was wir aber nicht sehen, sind die sozialen Strukturen, die die schriftlichen oder mündlichen Worte, die Mimik und Gestik mit bestimmten Bedeutungen aufladen, ihnen Sinn geben, sie sozial weiterverarbeiten. Die Werte, Normen, Erwartungen sowie formalen und informellen Regeln und Muster, die jede soziale Situation, jedes Sozialsystem im Kern prägen, sind ebenfalls intransparent. Sie können lediglich vom Beobachter erschlossen werden, wenn dieser beobachtet, wie in einem sozialen System das, was dort kommuniziert wird, verstanden wird.

Kurz gesagt, biologische, psychische und soziale Systeme sind als nicht-triviale Systeme intransparente Systeme, die jedoch einen unermesslich großen Spielraum an Möglichkeiten des Operierens haben. So sind derartige Systeme nicht zielgerichtet steuerbar³⁷, sondern können lediglich (aber immerhin) angeregt werden, sich selbst nach eigenen Maßgaben und Möglichkeiten zu verändern. Veränderung von nicht-trivialen, autopoietischen Systemen ist demnach immer Selbstveränderung, die zwar von außen angeregt, aber nicht determiniert, nicht nach klaren Zielvorgaben oder Ergebniserwartungen vorher bestimmt werden kann.

Diese zentrale These der Systemtheorie macht deutlich, warum Sozialarbeiter im Nichtwissen agieren, wenn sie mit nicht-trivialen Systemen, etwa mit ihren Adressaten arbeiten. Sie können eben nicht wissen, wie sich die Klientensysteme, ob diese nun einzelne Personen oder soziale Systeme, wie Familien oder Gruppen sein mögen, im Innersten strukturieren. Sie können ebenfalls nicht wissen, was Lösungen für Probleme dieser Systeme sein könnten und wie diese erreichbar sind.

All dies müssen die jeweiligen Systeme selbst herausfinden – und wenn ihnen dies nicht gelingt, dann kann sozialarbeiterische Beratung bestenfalls eine relevante Umweltbedingung werden, die für diese Systeme Unterschiede generiert, die zu systemischen, bestenfalls konstruktiven, problemlösenden Unterschieden im Funktionieren der Systeme werden. Darum sind Sozialarbeiter, mit Heinz Kersting³⁸ gesprochen, bei allen ihren Interventionen letztlich auf drei alte Tugenden verwiesen: auf Glaube, Liebe und Hoffnung. Den Sozialprofessionellen bleibt nichts anderes übrig, als zu *glauben*, „daß das interve-

³⁷ vgl. für die Soziale Arbeit: Kleve 2009

³⁸ Kersting, 1991, S. 114

nierte System selbst seinen Interventionisten beauftragt [...] und seine positive Veränderung selber leisten kann“, zu *hoffen*, „daß das intervenierte System in der Lage sei, die für es brauchbare Veränderung selbst vorzunehmen“ und mit dem intervenierten System zusammenzuarbeiten, es im weitesten Sinne des Wortes gewissermaßen zu *lieben*, weil ein Sozialarbeiter „zwar das Beste für seine Klienten will, [...] aber nicht wissen kann, was ‚objektiv‘ das Beste für seine Klienten ist“³⁹.

Literatur

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Breuer, J.; S. Freud (1895): Studien über Hysterie. Frankfurt/M.: Fischer (1970).

De Jong, P.; I. K. Berg (2002): Lösungen (er-)finden. Das Werkstatthandbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Dortmund: modernes lernen (2003).

Ende, M. (1973): Momo. Stuttgart/Wien: Thienemann.

Freud, S. (1912): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung, in: ders.: Gesammelte Werke. Band VIII. Frankfurt/M: Fischer (1999), S. 375-387.

Freud, S. (1918): Aus der Geschichte einer infantilen Neurose, in: ders.: Gesammelte Werke. Band XII. Frankfurt/M: Fischer (1999), S. 27-157.

Früchtel, F.; G. Cyprian, G.; W. Budde (2007): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Textbook: Theoretische Grundlagen. Wiesbaden: VS Verlag.

Früchtel, F.; W. Budde; G. Cyprian (2007): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. Wiesbaden: VS Verlag.

Gay, P. (1987): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt/M.: Fischer (1989).

Hinte, W.; H. Treeß (2007): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim/München: Juventa.

Kersting, H. J. (1991): Intervention: Die Störung unbrauchbarer Wirklichkeiten, in: ders., Th. M. Bardmann u.a.: Irritation als Plan: Konstruktivistische Einredungen. Aachen: Kersting, S. 108-133.

Kleve, H. (2009): Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Einführung in Grundlagen der systemisch-konstruktivistischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Verlag.

Kleve, H. (2011): Aufgestellte Unterschiede. Systemische Soziale Arbeit weitergedacht. Heidelberg: Carl-Auer (in Vorbereitung).

Lüssi, P. (1991): Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern: Haupt.

Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

³⁹ ebd.

- Luhmann, N. (1992): Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft, in: ders.: Beobachtungen der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 93-128.
- Luhmann, N. (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Marx, K.; F. Engels (1948): Manifest der Kommunistischen Partei. Berlin: Dietz (1989).
- Münch, R. (1991): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Obholzer, K. (1980): Gespräche mit dem Wolfsmann. Eine Psychoanalyse und die Folgen. Reinbek: Rowohlt.
- Pongs, A. (Hrsg.) (1998): Gesellschaft X. In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Individuum und Gesellschaft in Zeiten der Globalisierung. München: Dilemma.
- Rauschenbach, Th. (1994): Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft, in: Beck, U.; E. Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp: S: 89-111
- Rogers, C. R. (1959): Eine Theorie der Psychotherapie. München: Reinhardt.
- Salomon, A. (1926): Soziale Diagnose, in: dies.: Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften. Band 3: 1919 – 1948, hrsg. von Adriane Feustel. Neuwied/Kriftel: Luchterhand, S. 255-314.
- Schlötter, P. (2005): Vertraute Sprache und ihre Entdeckung. Systemaufstellungen sind kein Zufallsprodukt – der empirische Nachweis. Heidelberg: Carl-Auer.
- Shazer, St. de; Y. Dolan (2008): Mehr als ein Wunder. Lösungsfokussierte Kurztherapie heute. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I. (2006): Systemische Strukturaufstellungen. Theorie und Praxis. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I. (2007): Einführung in Lösungsfokussierung und Systemische Strukturaufstellungen. Heidelberg: Carl-Auer.
- Sparrer, I.; M. Varga von Kibéd (2010): Klare Sicht im Blindflug. Schriften zur Systemischen Strukturaufstellung. Heidelberg: Carl-Auer.
- Varga von Kibéd, M., I. Sparrer (2005): Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg: Carl-Auer.
- Varga von Kibéd, M. (2008): Vorwort, in: de Shazer, St.; Y. Dolan: Mehr als ein Wunder. Lösungsfokussierte Kurztherapie heute. Heidelberg: Carl-Auer.

Autor

Heiko Kleve, Prof. Dr., Sozialarbeiter/Sozialpädagoge und Soziologe sowie Systemischer Berater (DGSF), Supervisor (DGSv)/Systemischer Supervisor (SG), Case Management-Ausbilder (DGCC) und Mediator (FH). Professor für Soziale Arbeit und Dekan an der Fachhochschule Potsdam. kleve@fh-potsdam.de; <http://sozialwesen.fh-potsdam.de/heikokleve.html>

Wie ich zur Überzeugungstäterin wurde ... Vertreterinnen aus den Bereichen ASD, HzE, Kita und Schule berichten

Für den Bereich ASD/Hilfen zur Erziehung:

HEIKE HÖR

Diplom-Sozialarbeiterin, Supervisorin MA, Trainerin für Family Group
Conferences/FamilienRat, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Mein Name Heike Hör, ich arbeite als Sozialarbeiterin seit 24 Jahren im Jugendamt Stuttgart. Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen heute meine Begeisterung und Überzeugung für den Familienrat näher bringen darf. Damit Sie wissen, wovon ich spreche, zum Start erst einmal –

Zur Sache selbst: Der Film



erklärt auf anschauliche Weise das Prinzip des Familienrats¹.

Ich möchte Ihnen hier die vier für mich persönlich überzeugendsten Aspekte des Familienrates vorstellen.

Was mich überzeugt hat:

1. Familienrat ist einfach, klar strukturiert, vielseitig und flexibel, kultursensibel, besonders auch in Fragen zum Kindeswohl einsetzbar. Das Verfahren verankert strukturell ein großes Maß an Selbstbestimmung und sichert dabei Kinderschutz - das ist ideal für die Arbeit im Sozialen Dienst.

Lassen Sie mich zunächst einen Schritt zurückgehen:

1998 brachte eine Kollegin die Idee Familienrat nach einer mehrmonatigen Hospitation in Schweden mit in das Jugendamt Stuttgart. Damals dachte ich: „Klingt gut – Hilfe zur Selbsthilfe“ – viele Jahre im Sozialen Dienst bieten allerdings auch einige Lebenserfahrung und ich so fragte mich auch: „Wie soll das mit den Menschen in unserer Arbeit gehen, oft sehr stark belastet, psychisch krank, unter einer Sucht leidend, wenig Ressourcen, sehr isoliert oder hartnäckig zerstritten... – ich weiß ja nicht.“ Ich dachte auch ein bisschen: „Und was ist dabei dann meine Aufgabe?“

Meine Urlaubsreise nach Neuseeland 1999 bot mir die Gelegenheit herauszufinden, was es mit Familienrat/FGC auf sich hat, eine einwöchige Hospitation und die ersten Treffen mit Praktikerinnen des Family Group Conferencing machten mich dann richtig neugierig.

¹ auf www.stuttgart.de/familienrat

Ich suchte und fand Kontakt zum europäischen Netzwerk Familienrat, habe die beeindruckende Arbeit der „Eigenkrachtzentrale“ in den Niederlanden kennengelernt und konnte schließlich 2006, dank meines sehr innovativen und aufgeschlossenen Arbeitgebers, im Rahmen eines Sabbatjahres Praktikerinnen in Californien, Oregon und Sidney treffen und im Children, Young Persons and their Families Service in Napier/Neuseeland ein mehrmonatiges Praktikum absolvieren und Familienrat lernen.

In einem Workshop habe ich dort folgende Übung kennengelernt, die mich sehr beeindruckt hat und zu der ich Sie gerne einladen möchte:

Ich lade Sie ganz herzlich zu einem Gedankenspiel ein, das Ihnen den Anschluss an die Haltung im Familienrat bieten soll. Ich stelle Ihnen Fragen, die Sie sich bitte in Gedanken beantworten, wenn Sie mögen, wenn nicht, machen Sie einfach Pause. Es entstehen hoffentlich Bilder und ich bitte Sie, diese einfach nacheinander aufblitzen und weiterziehen zu lassen... Der Zeitrahmen reicht heute leider nicht zum Verweilen:

Gedankenspiel

- Wer fällt Ihnen ein, wenn Sie an Ihre Familie und Verwandtschaft denken?
- Wer lebt weit weg – wer nah – wie viel Kontakt gibt es?
- Auf wen freuen Sie sich – auf wen freuen Sie sich nicht?
- Wer sind Ihre besten Freunde/innen?
- Wen laden Sie zum Geburtstag oder zu anderen Feierlichkeiten ein?
- Wer hilft Ihnen bei Dingen, die Sie nicht alleine bewältigen können? Umzug, Computer reparieren, Knopf annähen? Wem helfen Sie?
- Zu welchen Kollegen/innen haben Sie auch privat Kontakt?
- Haben Sie Kontakt zu Nachbarn/innen? Wenn nicht, hätten Sie gerne Kontakt?
- Gehören Sie einer Kirchengemeinde oder einer Glaubensgemeinschaft an?
- Gehen Sie in einen Verein, Chor, Club?
- Welchen Einfluss haben Reichtum und Erfolg auf Ihre Familie und Freunde?
- Welchen Einfluss hat Armut auf Ihre Familie?
- Wer in Ihrer Familie, unter Ihren Freunden/innen leidet an einer Krankheit, körperlich oder psychisch?
- Gibt es in Ihrer Familie, unter Ihren Freunden Menschen die unter einer Sucht leiden oder Gewalt erlebt haben?
- Wo ist Ihre Familie, sind Ihre Freunde/innen mit dem Leben zurechtgekommen – wo haben Sie Armut oder Krankheit gemeistert?
- Wer hat sich der Gewalt oder der Sucht schon gestellt?
- Wen empfinden Sie als eine sichere Person?
- Zu wem gehen Sie in Ihrer Familie, wenn Sie einen Rat oder Hilfe brauchen?
- Wer unterstützt Sie in Ihrer Sichtweise?

- Wer darf Sie auch mal kritisieren oder Ihnen sagen, was Sie vielleicht übersehen?
- Wie treffen Sie in Ihrer Familie wichtige Entscheidungen?
- Wer entscheidet? Wo holen Sie sich Rat, wann bei Fachleuten? Wer entscheidet?

Wir sind schon am Ende des Gedankenexperimentes angelangt – wenn Sie sich jetzt miteinander über Ihre Gedanken austauschen würden, würden Sie zahlreiche Gemeinsamkeiten, aber auch viele Unterschiede feststellen. Manches würden Sie mitteilen und anderes würden Sie für sich behalten.

Der Grundgedanke eines FamilienRates ist: Menschen sind Experten/innen für ihr Leben. Familienmitglieder oder sehr gute Freunde haben viel Wissen übereinander, das sehr wichtig ist, um gute Entscheidungen für die Zukunft von Kindern und Jugendlichen zu treffen.

Familienrat erlaubt, erweiterte Familien in einer schwierigen Lebenssituation zu Entscheidungsträgern zu machen, sie in ihrer Verantwortung ernst zu nehmen und ihre Aktivierung zuzulassen.

Im Familienrat wird von einem modernen Familienbegriff (Freunde, soziales Netz) ausgegangen.

Was mich überzeugt:

2. Ich bin Expertin für mein Leben: „Ich möchte den Menschen in meiner Arbeit so begegnen, wie ich es für mich selbst wünsche.“

Zu den Ergebnissen:

Was mich überzeugt hat:

3. Familienrat funktioniert!

Inzwischen wurden bei uns 108 FamilienRäte gestartet, davon sind 15 aktuell in Vorbereitung und 93 abgeschlossen, es gab:

- 54 FamilienRäte die einen Plan erarbeitet haben,
- 19 Mal wurden Lösungen bereits während der Vorbereitung erarbeitet,
- 20 Mal wurden Entscheidung für andere Lösungswege getroffen und die Vorbereitung beendet.

Auszüge aus der Evaluation:

- Alter der Kinder: 0 bis 19 Jahre,
- 43 Mal Mindestanforderung Kinderschutz,
- 60 Mal keine Mindestanforderung nötig,
- 59 Prozent Jungen, 41 Prozent Mädchen,
- 50 Prozent deutsch, 50 Prozent anderer kultureller Kontext,
- Durchschnitt: 12,5 Beteiligte, davon 2,5 Professionelle und 10 Familie/Freunde,

- Dauer: 1,5 bis 7,5 Stunden,
- Arbeitsaufwand für die Auftrag gebende Fachkraft: durchschnittlich 5,4 Stunden,
- „FamilienRat hat sich gelohnt“ sagen 90 Prozent der Fachkräfte.
- „Ich würde einen FamilienRat anderen empfehlen“ sagen 80 Prozent der Beteiligten.

Was mich überzeugt hat:

4. Menschen in Kontakt miteinander zu bringen, entspricht mir.

Wir arbeiten inzwischen mit Bürger/innen in der FamilienRatskoordination, wie zum Beispiel Frau Korkmaz, die in unserer AG mehr von ihren Erfahrungen berichten wird. **Aktuell haben 40 Bürger/innen**, 30 Frauen und 10 Männer, zwischen 23 und 66 Jahren die Ausbildung nach dem Modell der Eigenkrachtkonferenzen in FamilienRatskoordination absolviert. **Sie sprechen:** Arabisch, Deutsch, Englisch, Ewondo, Französisch, Griechisch, Italienisch, Kroatisch, Niederländisch, Rumänisch, Russisch, Serbisch, Spanisch, Tamil, Türkisch, Vietnamesisch.



© Heike Hör

Die Arbeit mit den Bürgerkoordinatoren/innen ermöglicht es, eine große Vielfalt unterschiedlicher Lebensrealitäten, Kulturen, Sprachen etc. abzudecken und so Familien in ihrer Vielfalt einen guten Zugang zum Verfahren zu schaffen.

Was spricht Sie an der Aufgabe der Familienratskoordination an?

„Mich spricht am FamilienRat an, dass man Menschen mit ihrer Kompetenz wahrnimmt und das Miteinander stärkt – nicht das Trennende sucht.“ „Ich habe in meinem Leben sehr gute Bedingungen gehabt und möchte mich gerne dafür engagieren, dass Kinder in schwierigen Situationen Unterstützung bekommen.“ „Mich beeindruckt die Chance der Neutralität: Wir sind nicht mit Vorerfahrung zu den Problemen belastet – nicht mit dieser Familie und auch nicht aus dem beruflichen Alltag sonst.“

Wenn Sie das neugierig gemacht hat, freuen wir uns auf Sie in unserer Erfahrungswerkstatt.

Wie ich zur Überzeugungstäterin wurde ... Vertreterinnen aus den Bereichen ASD, HzE, Kita und Schule berichten

Für den Bereich Kita:

ALEXANDRA ZINATI-FELD

Leiterin des Projekts Familien-Unterstützungs-Netzwerk, Abteilung Jugend und Familie,
Landkreis Euskirchen

Der Landkreis Euskirchen liegt in Nordrhein-Westfalen, ca. 50 km von Köln entfernt, und reicht in die Eifel hinein. Belgien und die Niederlande liegen „um die Ecke“. Vor meiner Tätigkeit dort arbeitete ich einige Jahre in Berlin-Kreuzberg. Ich war in den Hilfen zur Erziehung tätig, leitete eine Tagesgruppe, arbeitete in der Familienhilfe. Außerdem absolvierte ich eine systemische Ausbildung. Dabei entwickelte sich immer mehr das Bedürfnis, früher anzusetzen. So kam ich zur frühkindlichen Bildung, leitete eine Kita und baute ein Familienzentrum in Berlin-Kreuzberg auf. In der Kita hatten wir einen Migrationsanteil von 95 Prozent. Mit dem Rucksack-Projekt, das ich Ihnen vorstellen möchte, beschäftige ich mich bereits seit mehreren Jahren.

Das „Rucksack-Projekt Kita“ hat eine klare Zielgruppe: Kinder und Eltern mit Zuwanderergeschichte. Dieses Projekt verfolgt drei große Ziele:

- Die Förderung der Mehrsprachigkeit der Kinder,
- die Stärkung der Erziehungskompetenz und des Erziehungsvertrauens der Eltern
- die interkulturelle Öffnung der Kita.

Vor etwa zehn Jahren hatte ich die Leitung der Kindertagesstätte übernommen, in der auch mehrsprachige Erzieherinnen arbeiteten. Dort erlebte ich, dass die meisten Eltern ihre Kinder an der Tür abgaben – mit der Haltung: „Ihr macht das schon“. Es war sehr schwer, an diese Eltern heranzukommen, sie einzuladen, mit uns für das Wohl der Kinder zusammenzuarbeiten.

Alle Eltern wollen das Beste für ihr Kind: dass ihre Kinder Lebenskompetenz erwerben, dass sie es schaffen, in der heutigen Gesellschaft und im Bildungssystem zurechtzukommen. Nach meiner Erfahrung ist das gerade bei Familien mit Migrationshintergrund ein sehr starker Wunsch und es herrscht eine große Angst, dass ihre Kinder diesen Weg nicht schaffen, und ein tiefes Gefühl der Unsicherheit, ob sie ihnen in dieser Hinsicht etwas mitgeben und sie auf diesem Weg begleiten können.

Das Rucksack-Projekt baut darauf auf, dass man eine Mutter in der Einrichtung sucht, die man für kompetent und engagiert hält, selbst eine Müttergruppe zu leiten. Im Folgenden wird immer von Müttern die Rede sein, denn im Kitabereich sind es in erster Linie die Mütter, die an solchen Gruppen teilnehmen. Die Väter kommen kaum vor.

Diese eine Mutter wird von der Erzieherin in der Kita bzw. von der Koordinationsstelle für die Leitung einer Müttergruppe geschult. Es finden wöchentliche Treffen statt, an denen Inhalte besprochen werden, aber auch Themen wie die Leitung einer Erwachsenen-

gruppe generell, worauf dabei geachtet werden muss usw. Außerdem werden klassische fortbildnerische Aspekte zur frühkindlichen Entwicklung, zur Bedeutung von Mehrsprachigkeit, zur Bedeutung des Spiels usw. aufgegriffen.

An den Gruppentreffen selbst nehmen keine professionellen Fachkräfte der Kita teil. Die Mütter bleiben unter sich. Es gibt sprachhomogene Gruppen – so wie wir in Berlin-Kreuzberg eine rein türkischsprachige Gruppe hatten. Im Landkreis Euskirchen gibt es nur sprachheterogene Gruppen. Hier treffen sich Mütter mit verschiedenen Kulturen und Sprachen. In den wöchentlichen Treffen bekommen die Mütter Handreichungen und Tipps, wie sie ihre Kinder beim Erwerb ihrer Muttersprache unterstützen können. Parallel dazu werden die entsprechenden Inhalte in der Kita in deutscher Sprache aufgegriffen.

Zur „Überzeugungstäterin“ wurde ich, als ich die Wirkung bemerkte, die dieses Projekt auf die Mütter in den Einrichtungen ausübte, sowohl in Berlin als auch im Landkreis Euskirchen. Zu Beginn waren sie der Ansicht, überhaupt nichts oder nur wenig zur Bildung ihrer Kinder beitragen zu können, weil ihnen die Sprachkenntnisse fehlen würden. Leider wird den Müttern an manchen Stellen von Fachkräften und Kinderärzten immer noch eingeschärft, sie müssten mit dem Kind deutsch sprechen, unabhängig von ihrer eigenen Kompetenz in der deutschen Sprache. Manche nehmen ihre eigenen Ressourcen gar nicht mehr wahr, weil sie nicht die deutsche Sprache beherrschen, sich in dieser Gesellschaft nicht richtig zurechtfinden und das Bildungssystem nicht verstehen. Als sie aber in der Müttergruppe hörten, was sie für ihr Kind tun können, nämlich, ihm ihre Muttersprache beibringen und ihm etwas über seine Herkunft und Geschichte erzählen, sind sie regelrecht aufgeblüht. Etwas über die eigene Herkunft zu lernen, ist ein wichtiger Aspekt der Identitätsentwicklung für das Kind.

Diese Entwicklung der Mütter vom „Brauchen“ zum „Wollen“ hat mich wirklich überzeugt. Die Mütter wollen ihren Kindern etwas mitgeben und nutzen dazu ihre Kompetenzen, über die sie unbestritten verfügen. Wenn man ihnen begreiflich macht, dass sie viele Kompetenzen haben, öffnen sie sich und sind mit Begeisterung dabei. Irgendwann kam der Wunsch in der Gruppe auf, sich öfter als einmal in der Woche zu treffen und sich zu bestimmten Themen zusammenzusetzen und zu diskutieren. Bei Bedarf holten sie sich eine Referentin. Die Gruppe unternahm gemeinsame Ausflüge, erkundete ihren Sozialraum. Es waren zum Teil Mütter, die sonst kaum vor die Tür gegangen sind. Die Kita-Gruppe gab ihnen die entsprechende Legitimation, den Sozialraum zu erobern. Die Mütter merkten, wie ihre Kinder strahlten, wenn sie in die Kindertagesstätte kamen, um etwas zu lernen, was sie ihnen wiederum beibringen können. Das hatte einen sehr positiven Effekt auf das Selbstbewusstsein der Mütter. Sie nehmen ihre eigene Person ganz anders wahr.

Die Mütter aktivieren sogar ihre Männer zu Hause und je mehr sie selbst gelernt haben, desto mehr binden sie die Familie mit ein. Somit wird die Kompetenz der ganzen Familie anerkannt. Manche Mütter fühlten sich stark genug für den nächsten Schritt und besuchten aus eigenem Antrieb Deutschkurse. Es war tatsächlich ein Aufblühen zu spüren. Man kennt aus Studien zum Thema „Glück“ die glücklich machenden Effekte von Selbstwirksamkeit und Handlungsfähigkeit. In dieser Hinsicht ist „Rucksack“ ein wunderbares Projekt, um gerade den vermeintlich hilflosen oder unsicheren Familien etwas an die Hand zu geben und ihnen zu vermitteln, dass sie viel bewirken können. Auch die Mütter, die

diese Gruppen leiten, erfahren einen enormen Zuwachs an Wirksamkeitsgefühl und Zutrauen in ihre eigenen Fähigkeiten.

Auch in den Kindertagesstätten bewegt sich sehr viel. Im Kreis Euskirchen bin ich für Prävention, den Aufbau von Präventionsketten, Bekämpfung von Armutfolgen und die Beratung der Familienzentren im Landkreis zuständig. Meine Stelle nennt sich Familien-Unterstützungs-Netzwerk. Zu Beginn meiner Tätigkeit im Landkreis hatten wir kaum mit Zuwandererfamilien zu tun. Aber es gibt sie – auch in den Kindertagesstätten, in manchen sogar mit einem Anteil von 70 Prozent. Und wenn es nur zehn Familien wären: Jede Familie und jedes Kind zählt. Nach zwei Jahren konnte ich einige Einrichtungen dafür gewinnen, das Rucksack-Projekt auszuprobieren. Es gibt allerdings kaum Erzieherinnen mit Migrationshintergrund, meist sind es Spätaussiedler aus dem russischsprachigen Raum, die oft davon ausgingen, dass sie sich mit dem Thema der interkulturellen Öffnung nicht befassen müssten, weil es keine Probleme mit Ausländerfamilien gäbe. Es geht allerdings nicht um Problematiken, sondern um Kompetenzerwerb, um das Wissen darum, wie andere Kulturen funktionieren. Es ist m.E. auch für die Kinder deutscher Herkunft wichtig, sich damit auseinanderzusetzen. Die Erzieherinnen haben sich inzwischen dafür geöffnet und merken, dass sie einen ganz anderen Zugang zu den Müttern bekommen. Die Erzieherinnen selbst setzen sich mit anderen Kulturen auseinander, es wird nun nicht mehr die klassische „Reise um die Welt“ durchexerziert, bei der bestimmte Stereotype bedient werden. Das Thema wird völlig anders angegangen. Die Erzieherinnen berichten, dass die Eltern in die Einrichtung kommen, selbst wenn sie nicht die deutsche Sprache beherrschen, um sich untereinander und mit den Erzieherinnen zu unterhalten.

Die Eltern fühlen sich gebraucht. Es wird ihnen ganz klar vermittelt, dass wir sie brauchen, um die Kinder auf einen guten Lebensweg zu bringen. Wenn diese Botschaft bei den Eltern ankommt, sind sie auch zur Zusammenarbeit bereit. Diese Erfahrung konnte ich überall gewinnen, wo das Projekt arbeitet, und diese möchte ich gern über verschiedene Bundesländer hinweg weitergeben. Auch im ländlichen Raum, auch dort, wo die Sprachbarrieren vielleicht noch nicht so groß sind, kann das Projekt Anwendung finden. Ich kann es nur weiterempfehlen.

Das Rucksackprogramm wird in den meisten Bundesländern von der RAA (Regionale Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien) koordiniert. In Nordrhein-Westfalen gehen diese Arbeitsstellen mittlerweile in kommunale Integrationszentren über.

Das Projekt ist auf Kinder zwischen 3 und 6 bzw. 4 und 6 Jahren ausgelegt. Es gibt noch ein Vorläuferprogramm mit dem Namen „Griffbereit“, das bereits mit Familien mit 1- bis 3-jährigen Kindern arbeitet. Außerdem werden wir demnächst das Projekt „Rucksack Grundschule“ einführen. Die Familien, die sich in der Kindertagesstätte einbringen und engagieren, können mit diesem Projekt in die Grundschulen mitgenommen werden und dort das weiterführen, was sie in der Kita geleistet haben. Diese Kontinuität bringt einen großen Gewinn für die Kinder und die Eltern. Ihre Kompetenzen werden gewürdigt und weiter genutzt.

Vielen Dank.

Wie ich zur Überzeugungstäterin wurde ... Vertreterinnen aus den Bereichen ASD, HzE, Kita und Schule berichten

Für den Bereich Schule:

SINA ADAMY

Diplom-Sozialpädagogin, Koordinatorin von Familienräten, Berlin

Familienrat – Hand in Hand Lösungen finden

Wie Sie wissen, stammt der Familienrat aus Neuseeland. Und wie die Neuseeländer so schön sagen: „Der Familienrat ist unser Geschenk an die Welt“. Ich möchte sie daran teilhaben lassen, wie dieses Geschenk zu mir gekommen ist.

Ich habe u.a. als Erzieherin in einer Kita gearbeitet, außerdem in der stationären Heimerziehung und später in einem Jugendamt. Dort war ich im Regionalen Sozialen Dienst tätig, habe Familien beraten und in Notsituationen unterstützt. In all meinen Berufsjahren galt mein Interesse insbesondere der Elternarbeit. Ich erlebte traumatisierte Kinder und verzweifelte Eltern und mir war klar, dass sie in Notsituationen oft nicht anders handeln können, als wir es in unserer Arbeit immer wieder erleben. Daher wollte ich mich unbedingt in der Elternarbeit fortbilden. So wurde ich im Jugendamt auf eine Fortbildung mit dem Titel „Mehr Elternbeteiligung in der Hilfeplanung“ aufmerksam. Ich nahm daran teil und merkte, dass diese Fortbildung auf das Thema „Familienrat“ hinauslief. Das war mir anfangs gar nicht klar. Ich hatte vorher vom Familienrat nie etwas gehört. Damals hatten wir gerade die Sozialraumschulung absolviert, uns mit Fallteams auseinandergesetzt und jede Woche saßen wir in den Fallteams und überlegten, was wir den Familien noch Gutes tun können. Bei dieser Fortbildung kam mir der Gedanke, dass es im Familienratsverfahren eigentlich genau umgekehrt ist. Es sprang ein Funke über und mir kam die Idee, dass mich die Art und Weise, so mit Familien zusammenzuarbeiten, meiner Motivation, diesen Beruf zu ergreifen, wesentlich näher bringt.

Im Jahr 2009 besuchte ich den ersten Weiterbildungskurs an der Fachhochschule Potsdam. Mit der Ausbildung zur Koordinatorin wurde mir immer mehr bewusst, wie einfach es auch sein kann, sich „nicht wissend“ zu stellen. Ich empfand es immer mehr als Erleichterung meiner Arbeit, mir eben nicht den Kopf über eine Lösung zu zerbrechen, sondern das eher den Familien selbst zu überlassen. Diese sind sehr wohl in der Lage dazu und das sollen sie dann auch tun.

Seit dieser Zeit erlebte ich Familien anders als vorher. Ich erlebte sie auf eine private, ganz persönliche und offene Art und Weise und das begeisterte mich. In Familienräten habe ich es mit einem Onkel, einer Tante, einem Nachbarn, mit Freunden der Kinder zu tun, mit denen ich vorher im Büro des Jugendamtes nie Kontakt gehabt hätte. Bei meinem ersten Familienrat wurde ich so herzlich als Gast empfangen, wie man es als Jugendamtsmitarbeiter kaum erlebt, sodass ich tief erstaunt war. Der Plan, der mir nach drei Stunden von der Familie vorgestellt wurde, versetzte mich in Begeisterung. Dafür hätte ich sicher zehn Beratungsstunden gebraucht – und die Familie hat das ganz allein bewerkstelligt! Ich selbst saß nebenan und war nicht daran beteiligt. So kann Soziale Arbeit

sein! Damals ging ich mit einem Glücksgefühl nach Hause und beschloss, dass ich davon unbedingt mehr wollte!

Seitdem hat sich mein ganzes berufliches Leben verändert. Mittlerweile bin ich Koordinatorin von Familienräten aus Überzeugung, unterstütze in Fortbildungen und im Coaching die Leute, die sich mit dem Familienrat befassen, unterstütze die Familien und meine Begeisterung hat nicht nachgelassen.

Familienrat und Schule

Für den Familienrat habe ich meinen Job gewechselt und bin zum von „Aktion Mensch“ geförderten Projekt „Familienräte an Schulen und Kitas“ gegangen. Den festen Strukturen des Jugendamtes, des öffentlichen Dienstes den Rücken zu kehren, war zunächst nicht einfach, aber ich bereue es nicht. Ich habe seitdem immer wieder viele wunderbare Familien und Familienräte erlebt.

Auch der Beginn im Projekt war nicht einfach. Ich ging davon aus, dass uns die Leute die Türen einrennen werden und alle einen Familienrat wollen. Das Verfahren soll präventiv in der Lebenswelt der Familien und in Schulen einsetzen, dort, wo es „brennt“. Also dachte ich, das würde bei vielen Kindern, Jugendlichen und Familien eine Bearbeitung beim Jugendamt – mit Antragstellungen, Hilfeplan usw. – überflüssig machen.

Das aber wurde von den Eltern und der Schule wohl nicht ganz so verstanden. Es gibt neben der Zusammenarbeit und den Zusammenkünften zwischen Elternhaus und Schule etliche Konflikte. Uns begegneten gewisse Distanzen und sogar verhärtete Fronten zwischen dem System Schule und dem Elternhaus. Jede Seite schob der anderen die Verantwortung für die Probleme zu und letztlich scheitert ein positiver, wirkungsvoller Prozess auch am Zeitmangel. Das heißt, uns rannte niemand die Tür ein, sondern wir mussten vielmehr versuchen, einen Fuß in die Tür zu bekommen.

Wir überlegten uns neue Strategien. Es war zunächst notwendig, den Gedanken des Familienrates in die Schulen zu bringen, bevor wir sie mit dem Verfahren vertraut machen konnten. Mit dieser Strategie machten wir uns auf den Weg. Dies möchte ich am Beispiel einer Schulhilfekonferenz erläutern.

Sie werden sicher schon die eine oder andere Schulhilfekonferenz erlebt haben. Die Schule lädt ein, wenn es ein Problem gibt, d.h., wenn sich ein Problem bereits verfestigt hat. Anwesend sind die Schulleitung, der Klassenlehrer, ein Erzieher, Jugendamt, schulpsychologischer Dienst – viele Professionelle, die viel wissen und ihr Wissen den Eltern – nach meiner Erfahrung meist nur der Mutter – übermitteln. Bei den Schulhilfekonferenzen, an denen ich in meiner Rolle als Koordinatorin teilnahm, taten mir die Familien oft sehr leid. Die saßen relativ hilflos vor der erlebten Front der wissenden Profis, die Hilflosgkeit wurde gerade in Berlin noch verstärkt durch Sprachbarrieren. Einige hatten große Mühe, die Profis mit ihren Fachbegriffen zu verstehen.

Im Familienrat ist es umgekehrt: Die Familie lädt ein, die Familie entscheidet über den Personenkreis und den Ort der Zusammenkunft. Es sind viel mehr Menschen aus dem

persönlichen Umfeld der Familie dabei. Die Profis hingegen dienen lediglich der Informationsgebung und trauen der Familie die Lösungsfindung zu.

Mit diesem Gedanken organisierten wir die Schulhilfekonferenz mit mehr Familienbeteiligung. Damit versuchten wir, den Familien mehr Stimme zu geben und eine andere Atmosphäre in den Schulen zu schaffen. Auch das war nicht immer einfach und wir brauchten Geduld. Aber in kleinen Schritten funktionierte es langsam, auch weil wir dabei die Themen der Schulen aufgriffen. Letztlich kann ich das Fazit ziehen: Es gab Tiefschläge, aber es gab auch sehr viele schöne Momente und erfolgreiche Familienräte. Aus meiner Sicht kann man das erst richtig verstehen, wenn man es selbst einmal miterlebt hat. Ich habe es immer wieder erlebt, dass Familienräte sehr fruchtbar und erfolgreich sind. Daher glaube ich auch weiterhin unbedingt an dieses Konzept „Familienrat“ und bin weiterhin gern Überzeugungstäterin.

Der 16. Amerikanische Präsident, Abraham Lincoln, sagte einmal: „Man hilft den Menschen nicht, wenn man Dinge für sie tut, die sie selber tun können.“

Dieses Zitat bringt für mich die Philosophie der Sozialen Arbeit auf den Punkt. Im Familienrat lassen sich ungeahnte Kräfte entwickeln und daraus die maßgeschneiderten „Anzüge“ finden. Entscheidend sind ein Umdenken und die innere Haltung. Dies geht mit der entsprechenden Atmosphäre und gegenseitigem Respekt einher. Die Familie wird es schaffen – und sie schafft es! Der Familienrat ist für die Familien und für die Fachleute eine Bereicherung, ein Geschenk – ja, das Geschenk Neuseelands an die Welt.

In einem kurzen Film kommen nun Beteiligte eines Familienrats zu Wort...

„... Alle, die sich davor sträuben, genau die sollten das machen. Ich selbst habe auch lange gebraucht, ehe ich darüber nachdenken konnte. Fremde Leute in die Familie lassen – so was macht man nicht so schnell. Das dauert. ... Oma, Opa, die Schule, der Therapeut, alle sind dicht am Kind. Wenn man das so managen kann, dass man zusammen etwas bastelt, ist es ideal...“

Mit den Eindrücken der Beteiligten, die in dem Film zu Wort gekommen sind und mit diesem Satz der Mutter des Kindes, um das es in diesem Familienrat ging, möchte ich zum Schluss kommen und als Satzsatz so stehen lassen.

Vielen Dank.

Die Familienklasse in Bremen: Mehrfamilienarbeit in Schulen¹

DORIS DRÜMMER

Diplom-Sozialpädagogin, Systemische Familientherapeutin (SG),
Systemische Supervisorin (SG), Bremen

In Bremen wird das Konzept Familienklasse an der Oberschule am Waller Ring mit passiven und aktiven Schulverweigerinnen und Schulverweigern ab der 5. Klasse bis zum Ende des achten Schuljahres durchgeführt. Ziel ist es, dass Jugendliche wieder regelmäßig zur Schule gehen, motiviert lernen und ihren Schulabschluss schaffen.

1. Die Familienklasse im Bremer Stadtteil Walle

1.1 Zum Stadtteil

1.1.1 Kulturelle Vielfalt

Die Schule liegt im Bremer Westen, einem Stadtteil kultureller Vielfalt. Diese spiegelt sich in der Schülerschaft wie folgt wider (**Abbildung 1**):

Muttersprache der Schülerinnen und Schüler an der Oberschule am Waller Ring - Stand September 2010		
Sprache	Schülerzahlen	In Prozent
Deutsch	315	40,2 %
Türkisch	309	40,0 %
Arabisch	21	
Albanisch	11	
Sonstige Muttersprache	146	

Abbildung 1

© Doris Drümmer

Die häufigste Muttersprache der Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund ist türkisch. Von Anfang an besuchten türkischsprachige Eltern mit manchmal geringen Deutschkenntnissen die Familienklasse. Anfangs konnte nur mit Hilfe der Kinder oder anderer Eltern die Kommunikation notdürftig gewährleistet werden.

Seit September 2011 arbeitet zusätzlich zum Team der Lehrkraft und Systemischen Familientherapeutin eine türkisch-deutsch sprechende Dolmetscherin in der Familienklasse.

¹ Anmerkung der Verfasserin: Von allen im folgenden Text beschriebenen Personen wurden die Namen geändert.

1.2 Die Familienklasse an der Oberschule am Waller Ring

Die Familienklasse wurde im Mai 2009 an der Oberschule am Waller Ring aufgebaut. Sie ist momentan die einzige Familienklasse in Bremen, die Schülerinnen und Schüler von der 6. Klasse bis zur 9. Klasse aufnimmt. Das Projekt in Bremen ist für Schülerinnen und Schüler eingerichtet worden, die aktiv und passiv die Schule verweigern.

Die 14-jährige Maja stürmt in die Klasse, sie ist mal wieder zu spät. Die Hausaufgaben hat sie nicht gemacht. Ihr Mitschüler Rasim starrt in die Luft, produziert Schnalzgeräusche mit der Zunge und kann sich nicht konzentrieren. Ein weiterer Mitschüler ruft permanent in die Klasse oder redet unerlaubt mit den Nachbarn. Nach drei Unterrichtsstunden verlässt Maja unauffällig die Schule – wie schon in der Woche zuvor.

Diese Schülerinnen und Schüler könnten Teilnehmende an der Bremer Familienklasse sein. In dieser Klasse sitzen freitags in der Zeit von 7.45 – 11.15 Uhr verhaltensauffällige Schülerinnen und Schüler mit ihren Angehörigen einmal wöchentlich zusammen im Unterricht.

Der systemische Grundgedanke der Familienklasse folgt der Erkenntnis: „Ein Kind oder Jugendlicher kann nur Erfolge in der Schule erzielen, wenn das Elternhaus mitarbeitet“. Eltern fühlen sich häufig überfordert mit dem Erziehungsalltag. Die Anforderungen der Schule werden dann schnell als weiterer Angriff auf ihre Erziehungskompetenz erlebt, auch weil sie meist fordernd administrativ vorgetragen und daher selten als unterstützend und verständnisvoll wahrgenommen werden. Schnell endet dies in einem konfrontativen Gegeneinander von Schule und Familie, wobei dann endgültig das eigentlich gemeinsame Anliegen, nämlich das Wohl und die Förderung der Kinder auf der Strecke bleibt. Nicht selten wird diese Intention sogar gegenseitig in Abrede gestellt und spätestens jetzt ist eine wertschätzende Zusammenarbeit zwischen Schule und Familie in weite Ferne gerückt. An dieser Stelle versteht sich die Familienklasse als Vermittlerin und Verbindungselement zwischen Schule und Familie.

Dazu kommt, dass viele Verhaltensauffälligkeiten ihre Ursachen in den familiären Beziehungen haben oder sich zumindest auf diese unmittelbar auswirken. Die Schülerinnen und Schüler verstoßen auch zu Hause gegen Regeln, oder es gibt dort so gut wie keine oder andere als in der Schule. Zu Hause stimmt der Umgangston vielleicht nicht. Die Eltern selbst werden manchmal als nicht verlässlich und wenig Orientierung gebend erlebt, usw. All dies zeigt, wie entscheidend es ist, für eine wirklich nachhaltige Verhaltensänderung die Eltern im schulischen Kontext mit in die erzieherische Verantwortung zu nehmen.

Sieben Kinder hat die Mutter von Hamza, die mit ihm in der Familienklasse sitzt. „Ich weiß, dass mein Sohn mehr Kontrolle braucht“, sagt sie. Hamza kam oft zu spät und hatte auch im Unterricht gestört. „Wenn wir zusammen in der Klasse sind, habe ich ihn mehr im Blick, und das tut ihm gut.“

Die Angehörigen fühlen sich in der Familienklasse ernst genommen und sie erfahren im Austausch mit anderen Eltern, dass sie nicht allein sind mit ihren Problemen: „Viele haben ähnliche Schwierigkeiten wie ich“, stellt eine Teilnehmerin erleichtert fest.

1.2.1 Ablauf der Familienklasse an der Oberschule am Waller Ring

7.45 – 8.15 Uhr	<p><u>Stuhlkreis</u>: mit Eltern, Schülerinnen und Schülern: Bewertungsergebnisse der vergangenen Woche (Wochenbilanzen) werden vorgetragen</p> <p><u>Speed-Dating</u>: Übung zum Anheizen der gruppeninternen Kommunikation</p>
8.15 – 9.15 Uhr	<p><u>Eine Unterrichtseinheit</u>: Simultaner Unterricht zum Regelunterricht für alle Schüler Eltern sitzen auf dem Sofa und schauen zu</p>
9.15 – 9.45 Uhr	<p><u>Pause</u>: Eltern haben die Verantwortung</p>
9.45 – 10.45 Uhr	<p><u>Mehrfamilienarbeit</u></p>
10.40 – 11.10 Uhr	<p><u>Tagesbilanz</u>: Abgleich von Selbst- und Fremdeinschätzung des Verhaltens: zunächst schätzen Schüler sich selbst ein, anschließend die Eltern ihre Kinder und abschließend gibt die Lehrkraft die endgültige Bewertung bekannt.</p>

1.2.2 Familienklassensitzungen

Exemplarisch werden im Folgenden zwei Familienklassensitzungen und die dort stattfindenden Prozesse beschrieben.

Die Akteurinnen und Akteure dieser beiden Sitzungen:

- Manuel (6. Klasse)** mit alleinerziehendem Vater: dieser ist gleichzeitig auch alleinerziehender Großvater von zwei Enkelkindern im Kindergarten- und Grundschulalter. Als einziger Vater hat er auch bei der Elterngruppe diesen gesellschaftlichen Sonderstatus, wobei er ansonsten eher ein traditionelles Männerrollenbild repräsentiert.
- Matthias (7. Klasse)** mit Großmutter Riemann: Matthias wohnt bei seinen Großeltern und wird von ihnen erzogen. Die Mutter befindet sich in psychiatrischer Behandlung.
- Annika (6. Klasse)** mit Mutter: sie ist alleinerziehend mit zwei Töchtern.
- Louis (6. Klasse)** mit Mutter: seit zwei Wochen zum 2. Mal verheiratet. Im gemeinsamen Haushalt lebt als 4. Familienmitglied noch die jüngere Schwester von Louis.

Rafik (7. Klasse)	mit Mutter: leben als vollständige Familie mit zwei älteren Schwestern zusammen.
Marco (7. Klasse)	mit Mutter: leben zu zweit im Haushalt. Es gibt noch ältere Schwestern.
Hamza (8. Klasse)	mit Mutter: leben als vollständige Familie mit sieben Geschwistern zusammen.
Karim (8. Klasse)	mit Mutter: leben als vollständige Familie mit noch einem Sohn zusammen.
Rasim (8. Klasse)	mit Mutter: leben als vollständige Familie mit noch zwei Geschwistern zusammen.
Emre (7. Klasse)	mit Mutter: lebt als Einzelkind mit seiner Mutter und seinem Vater zusammen.

Es ist Freitag, 11.00 Uhr. Die Familienklassensitzung nähert sich ihrem Ende. Bis auf Marco haben schon alle ihre Tagesbilanz erarbeitet und in ihre Bewertungsbögen eingetragen. Gespannt blicken alle Augenpaare auf ihn. Marco besucht zum zweiten Mal die Familienklasse und traut sich zum ersten Mal, in der Abschlussrunde im Stuhlkreis zu sitzen. Blickkontakt kann er noch nicht herstellen, er starrt verkrampft auf seine Mappe. Irgendetwas ist nicht in Ordnung, Tränen glitzern in den Augen.

Zu Marco: Marco ist 13 Jahre alt und besucht seit vier Wochen die 7. Sekundarschulklasse (auslaufende Schulform: bedeutet in Bremen die gemeinsame Beschulung von Haupt- und Realschulschülern). Vorher wurde er dreieinhalb Jahre lang auf einer Sonderschule mit dem Schwerpunkt sozial-emotionaler Förderbedarf beschult. Auf monatelanges Bemühen gelang es der Mutter, Frau May, ihn wieder auf einer Regelschule unterzubringen. Diese Ausgrenzungserfahrungen haben beide stark verinnerlicht. Marco ist extrem zurückhaltend, schüchtern und nimmt keinen Blickkontakt auf. Nähe kann er nur von seiner Mutter zulassen. Das Leistungsniveau der Klasse kann er mühelos halten. Konfliktsituationen kann Marco nicht aushalten. Er läuft in kritischen Situationen einfach weg (früher ist er explodiert und ausfallend geworden) oder darf in Ausnahmefällen seine Mutter anrufen, um sich zu beruhigen. Manchmal laufen ihm im Unterricht die Tränen über die Wangen. Die Klassenlehrkraft weiß meistens den Grund dafür nicht.

An Stelle von Marco antwortet die Mutter, allerdings nimmt sie nicht wie erwartet Bezug auf die Bewertung für den Vormittag, sondern explodiert wutentbrannt mit den Worten: „Der da – ihr Finger deutet auf Louis – hat meinen Sohn beleidigt!!! So wie sonst ständig in der Schule, wird er auch hier beleidigt.“ Die Schimpftirade kann für mehrere Minuten nicht unterbrochen werden. Währenddessen schnellt Marco vom Sitz hoch und aus ihm bricht es ebenfalls heraus: „Ihr Scheiß ..., usw. Ihr könnt mich alle. – immer...“. Tränen kullern die Wange herunter. Er will aus dem Raum fliehen.

Ebenso blitzschnell erhebt sich Oma Riemann, fängt ihn ab und nimmt ihn tröstend in den Arm. Trotz beruhigender und besänftigender Worte lässt sich Marco nicht zum Bleiben bewegen.

Vor Verblüffung über das In-Arm-Nehmen ihres „ausgestoßenen“ Sohnes unterbricht Marcos Mutter, ihren Redestrom und bedankt sich bei Oma Riemann für diese „neue“ Erfahrung. Man merkt, dass sie – wie üblich und gewohnt – auch den Raum verlassen wollte. Diese rührende empathische Geste ihrem Sohn gegenüber bewegt sie zum Bleiben und ebenso zum Aushalten des Konfliktes sowie einer möglichen Konfliktlösung. Sie bleibt abwartend hinter dem Stuhlkreis stehen.

Es entsteht eine lebhafte Diskussion über die Wahrnehmung und Bewertung des Konflikts.

Was war denn eigentlich passiert?

Louis saß Marco gegenüber und hatte diesen subtil mit: „Fukushima explodiert gleich“ beleidigen wollen und es auch erreicht. Er selbst streitet zunächst alles ab, wird aber von Rasim, der neben ihm saß, enttarnt. Rasim hatte diese Äußerung sowohl als Beleidigung verstanden als auch, an wen sie gerichtet war. Die beiden Mitschüler von Louis hatten zwar die Worte verstanden, sie aber nicht als Beleidigung bewertet.

Zu Louis: Louis besucht die 6. Klasse der neuen Schulform „Oberschule“ und seit sechs Wochen die Familienklasse. Louis ist von seiner Erscheinungsform eher klein und rundlich, wirkt oft traurig und verschlossen. Wir wissen von extremen familiären Gewalterfahrungen in seinen ersten vier Lebensjahren.

Im Unterricht kann Louis sich kaum anhaltend konzentrieren und zeigt nur dann Motivation, wenn er die Aufmerksamkeit eines Erwachsenen für sich allein hat. In der Klasse benutzt er subtile Methoden, um seine Mitschüler zu ärgern. Die Klassenlehrkraft suspendierte ihn bisher aus Hilflosigkeit diesem Verhalten gegenüber von sämtlichen Ausflügen.

Die anderen Erwachsenen hatten von dem ganzen Konflikt nichts gehört und auch nichts gesehen. Die Familientherapeutin moderiert die anschließende lebhafte Diskussion und nach Anhörung verschiedener Sichtweisen wird als Fazit festgestellt: Louis hatte die Absicht, Marco zu ärgern, und sein Ziel erreicht. Die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer wollen dies in Zukunft nicht mehr zulassen. Die Erwachsenen bitten die Mutter, Frau May, beim nächsten Mal sofort in der Situation des Beleidigens Bescheid zu sagen. Die Mutter von Louis zeigt während des Austausches keine emotionale Reaktion, sitzt scheinbar unbeteiligt im Stuhlkreis, sagt kein Wort. In Zukunft wollen alle Beteiligten derartige Konflikte sofort und gemeinsam besprechen. Die Botschaft an alle Schülerinnen und Schüler lautet: Beleidigungen werden in der Familienklasse nicht geduldet.

Dieser hart erarbeiteten Lösung stimmen alle, inklusive Frau May, einvernehmlich zu. Für viele Erwachsenen ist diese Art der Herbeiführung einer Konfliktlösung eine neue wichtige Erfahrung: Jeder Konflikt wird ernst genommen und exemplarisch wurde gemeinsam eine Lösung erarbeitet. Dieses Beispiel zeigt die Notwendigkeit eines Treibhauseffekts,

dem Hochkochen von Konflikten: Die Explosion ermöglicht den Weg für einen ersten Dialog, der neue und andere Perspektiven sowie daraus folgende Lösungswege eröffnet.

„Wer in einer Konfliktsituation steckt, hat für das eigene Problem meist eine eingengte Sichtweise, aber viel Verständnis, Einfühlungsvermögen und Lösungskompetenz für ähnliche Probleme bei anderen.“²

Die Erregungen sind noch nicht ganz abgeklungen, als wir an diesem Punkt die Familienklassensitzung beenden. Frau May ist immer noch ein bisschen aufgebracht, aber zufrieden. Sie eilt nun Marco hinterher, der irgendwo im Schulgebäude auf sie wartet.

Die folgende Sitzung

Im Vorfeld plant das Team eine Kooperationsübung für die zweite Hälfte der Familienklassenzeit, um das Miteinander in der Kommunikation und Zusammenarbeit in der Gruppe zu fördern.

Während der zweiten Hälfte der Unterrichtszeit beobachten wir interessante Interaktionen:

Frau Strahl, die Mutter von Louis, sitzt die ganze Zeit neben ihrem Sohn. Auf Anfrage der Therapeutin, ob ihr Sohn ihre Hilfe noch benötige oder ob sie ihn allein arbeiten lassen könne, erwidert sie: „Ich möchte hier sitzen bleiben und darauf aufpassen, dass Louis nicht erneut ärgert.“ Frau Strahl übernimmt Verantwortung für ihren Sohn und hat für sich die Konsequenzen aus den Erlebnissen der vergangenen Woche gezogen.

Zeitgleich arbeitet die Lehrkraft mit Matthias und möchte mit seiner Oma, die ihn jedes Mal begleitet, großzieht und schon ein halbes Jahr mit ihrem Enkel die Familienklasse besucht, in Kontakt treten. Die Lehrkraft ist neu, arbeitet erst zum zweiten Mal hier. Ihr fällt spontan der Name von Matthias' Oma nicht ein. Munter und aus der Not geboren, traut sie sich, einfach, „Oma“ zu rufen.

Frau Riemann reagiert, nimmt die Anrede und die entschuldigende Erklärung dafür gelassen entgegen. Empört ereifert sich Frau May hierzu: „Ich würde mich niemals mit Oma anreden lassen!“ „Wieso denn nicht?“ fragt Frau Riemann, „Ich bin doch gern Oma!“ Völlig verblüfft starrt Frau May Frau Riemann an und sagt nachdenklich: „Stimmt eigentlich.“

Mittlerweile hat sich eine kleine Elterngruppe um die Dolmetscherin Ayse gebildet, die ein Kopftuch trägt (wie zwei weitere anwesende Mütter), das zum Gesprächsstoff wird. Neugierig wird sie nach den Gründen des Kopftuchtragens gefragt. Begleitet wird diese Befragung durch die Äußerung von Annikas Mutter: „Ich würde meine Freiheit nie aufgeben und ein Kopftuch tragen. Von einem Mann würde ich mir das schon gar nicht befehlen lassen.“ Souverän, freundlich und offen, erklärt Ayse: „Ich habe mich selbst dafür entschieden.“ Mit ihrem Mann habe diese Entscheidung nichts zu tun. Eine lebhaft Diskussion über das Für und Wider des Kopftuchtragens entflammt.

² (http://www.systemmagazin.de/buecher/vorabdrucke/asen_scholz_multifamilientherapie.php)
(Abfrage: 27.04.2011)

Dieser interkulturelle Austausch ist typisch für unsere Familienklasse. Sie findet häufig ohne Anleitung statt und würde in dieser offenen neugierigen und zwanglosen Form niemals auf der Straße oder in einer anderen Institution stattfinden. Ja diese unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen würden sich kaum begegnen.

Nach der Pause wird die Mehrfamilienübung „Tower of Power“ erklärt:

Spielregeln:

Durchführung. In einem abgegrenzten Bereich werden acht Bauteile senkrecht stehend auf dem Boden verteilt. Wobei jedes Bauteil mit einem großen eingefrästen Seitenschlitz versehen ist. Jeder Teilnehmer greift ein Seilende (oder mehr, je nach Zahl der Akteure; bei Bedarf können auch einzelne Seile entfernt werden). Aufgabe ist es, gemeinsam den an den Seilen befestigten Kran zu steuern und damit die Bauteile aufeinander zu stellen, um so einen Turm zu bauen. Dabei gilt stets die Vorgabe, dass die Bauteile von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern mit keinem Körperteil berührt werden dürfen. Dies ist eine wackelige Angelegenheit. Die Konstruktionsweise der Bauteile erlaubt kein hektisches und unkoordiniertes Vorgehen. Die Aufgabe ist also nur durch genaue Absprache und organisiertes, gemeinsames Handeln der Gruppe lösbar.

Gemeinsam werden Tische und Stühle weggeräumt, um Platz für das Spiel zu schaffen. Marco möchte lieber zuschauen, auch seine Mutter traut sich diese Aufgabe nicht zu. Die Gruppe akzeptiert ihre Entscheidungen. Sie erhalten die Aufgaben der „Spielverlaufsbeobachter“.

Mehrere Schüler murren, sie hätten keine Lust, fügen sich aber, nachdem auch ihre Mütter bzw. ihr Vater selbstverständlich der Aufforderung folgen. Alle nehmen ihre Spielpositionen ein, wobei die Familienangehörigen sich gegenüber stehen, und machen unterschiedlich begeistert mit.

Das Spiel beginnt:

Herr Kant stellt schnell fest: „Einer gibt das Kommando, sonst geht es nicht!“ Dieser Äußerung wird Beifall gezollt und intuitiv übernimmt Frau Baas, eine der Kopftuchträgerinnen, das Kommando. Alle folgen ihr. Die Spannung steigt, je mehr Bauklötze aufeinander gestapelt werden. Einen Rückschritt erlebt die Gruppe, als drei Bauklötze aufeinander doch noch einstürzen. Eine neue Strategie wird überlegt: „Wir nehmen erst die geraden Bauklötze und später erst die abgeschrägten, dann schaffen wir es!“

Erneut übernimmt Frau Baas souverän, selbstverständlich und bestimmt das Kommando. Die Spannung steigt, je höher der Turm gebaut wird. Der letzte Bauklotz erreicht die Spitze, hält für eine Sekunde und plötzlich – zunächst unerklärlich – fällt der Turm in sich zusammen.

Trotzdem: Das Ziel ist erreicht worden, alle freuen sich und bekommen reichlich Applaus von den Zuschauenden.

Spielauswertungsrunde:

Das Spiel hat auch die anfangs zögerlichen Schüler begeistert. Die Erwachsenen haben die Spannung im Spiel kaum ausgehalten. Herr Kant bedankt sich bei Frau Baas für ihre klaren Kommandos und für den daraus resultierenden Erfolg des Turmbaus. Rafik, der Sohn von Frau Baas, freut sich über das Lob und ist stolz auf seine tatkräftige Mutter. Diese Erfahrung, dass eine eher traditionell muslimische Frau die Führung der Gruppe übernimmt, ist vor dem Hintergrund der vorher stattgefundenen „Kopftuch-Debatte“ besonders prägnant. Macht es doch deutlich, dass Selbstbewusstsein nicht von Äußerlichkeiten bestimmt wird. Diese Spiegelung des eigenen Selbstwerts hat sicherlich Eindruck vor allem bei den beteiligten „Nicht-Kopftuch-Trägerinnen“ hinterlassen, die in der vorhergegangenen Diskussion noch lautstark ihre scheinbare Überlegenheit in punkto weiblichen Selbstbewusstseins geäußert hatten. Neben diesen so wertvollen interkulturellen Lernprozessen wurde gleichzeitig eine wichtige Erfahrung in gendergerechtem Lernen vollzogen. Nicht nur Manuel, der Sohn von Herrn Kant erlebt, dass sein Vater sich als Mann einer Frau unterordnen kann, wenn es dem Allgemeinwohl und den Zielen der Gruppe dient, und dass er dies ohne Selbstwertverlust anerkennen kann.

Die Spielverlaufmittler Frau May und ihr Sohn Marco äußern ihr Erstaunen über den gelungenen Turmbau. Sie hätten wetten können, dass er nicht funktioniert, die Spannung als Beobachter sei nahezu unerträglich gewesen. Frau May gibt an, sie traue sich zu, beim nächsten Mal mitzumachen.

Hamza, ein Schüler der 8. Klasse, beschreibt den Prozess im Spiel: „Zuerst hatte ich keine Lust. Dann habe ich mich aber eingelassen, weil es sonst nicht funktioniert. Es ist wie in der Familie: In der Familie müssen alle zusammenarbeiten.“ Hamza lebt in einer arabischen Familie mit sieben Geschwistern, die insgesamt alle erfolgreich in Schule und Beruf stehen. Seine Mutter, die wenig Deutsch spricht – aber relativ viel versteht, glüht vor Stolz auf ihre Familie und Hamzas selbstverständliche Transferleistung.

Die Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund erleben in der Regel die Familie als Netzwerk und leben meistens in vollständigen Familien. Sie lassen die anderen an ihrer Erfahrung teilhaben, denn die meisten deutschen teilnehmenden Familien sind getrennt, allein erziehend oder leben in Patchworkfamilien. Hier findet interkulturelle akzeptierende Begegnung statt, die uns in der Sinnhaftigkeit unserer Arbeit bestärkt, uns selbst berührt und einen wichtigen Teil unserer Motivation ausmacht.

2. Die Familienklasse und ihre Auswirkungen auf das System Schule

2.1 Auswirkungen auf die Lehrerschaft

2.1.1 Von der Klassenkonferenz hin zu „Pädagogischen Gesprächen“

Eine Auswertung der Klassenkonferenzen in 2010 in der Schule hat ergeben, dass in diesem Jahr 86 Klassenkonferenzen stattgefunden hatten, mit nahezu keinen spürbaren Verhaltensverbesserungen der entsprechenden Schülerinnen und Schüler. Mit den positiven Erfahrungen der Gesprächsführung in Bezug auf die Familienklassengespräche setzt seit Sommer 2011 folgende bewusste Entwicklung im Lehrerkollegium ein: „weg von den Klassenkonferenzen hin zu pädagogischen Gesprächen“, an denen alle beteiligten Lehrkräfte, Schülerinnen und Schüler mit den Eltern teilnehmen, um sinnvolle Ergebnisse zu

erzielen. Das gemeinsame langfristige Ziel sollte ein erreichter Schulabschluss nach Beendigung der Schullaufbahn sein.

2.1.2 Neue Herangehensweise auf „alte“ Probleme

Das Thema „Konzentrationsprobleme und ADHS“ wird in Schule endlos beklagt, obwohl es dieses Phänomen – wenn auch nicht in dieser Häufigkeit – schon immer gegeben hat. Eines der häufigsten Themen in Schule ist neben Respektlosigkeit das Thema „Konzentrationschwäche“. Da Familienklasse als Unterstützungsfaktor angenehm erfahren wird, erhöhte sich im Lehrerkollegium die Bereitschaft und Neugier auf weitere Unterstützungsmöglichkeiten und somit auf Zuwachs von Handlungskompetenz. Aus dieser Bereitschaft heraus erwuchs der Wunsch nach einem gemeinsamen Informationsabend für Eltern und Lehrkräfte, der im vergangenen Jahr stattgefunden hat und zahlreich besucht wurde. Die Lehrkräfte der Klassen 5 – 7 haben inzwischen an einer als hilfreich erlebten Fortbildung teilgenommen und nehmen regelmäßig an einer Praxisbegleitung zu diesem Thema teil. Die Lehrkräfte der anderen Jahrgangsstufen folgen in diesem Jahr.

2.1.3 Auswirkungen auf die schulische Elternarbeit

Alle Eltern, egal aus welcher Schicht sie stammen, wollen stolz auf ihr Kind sein, eine gute Schulbildung und eine gesicherte glückliche Zukunft für ihr Kind.

Die Arbeit in der Familienklasse hat einige Vorurteile in Bezug auf Familien ausgeräumt wie z.B. „Die kommen sowieso nicht“ oder „Diese Familie ist immer unpünktlich!“. Gern nutzen Klassenlehrkräfte die Gelegenheit der schuleinheitlichen Pause und besuchen „ihre“ Familien in der Familienklasse, um Gespräche in zwangloser Form zu führen. Hier finden tatsächlich Gespräche auf Augenhöhe statt.

Auch nach Beendigung der Familienklasse können Konflikte erneut aufflackern. Diese werden inzwischen jedoch anders bewertet. Selbstverständlich treffen sich jetzt die Klassenlehrkraft, die Schüler mit den Eltern, manchmal auch mit der Familientherapeutin, in der Schule zu einem Gespräch, um zu einer einvernehmlichen Lösung mit Aufteilung der Verantwortungs- und Handlungsaufgaben zu gelangen. Manchmal entscheiden sich Eltern für regelmäßige Hospitations- oder Unterstützungsvormittage ihres Kindes in der Schule und nehmen dafür, wenn nötig, eine Verschiebung ihrer Arbeitszeiten in Kauf.

Das vor zwei Wochen in der Schule durchgeführte Hundertwasserprojekt, bei dem drei Klassen auf drei Stockwerken die Treppenhäuser durch Mosaike verschönerten, konnte nur durch Mithilfe der Familienklasseneltern stressfrei und erfolgreich durchgeführt werden.

Gern werden zweisprachige Eltern als Dolmetscher in schulischen Elterngesprächen oder als Begleitung zu Hausbesuchen angefragt.

2.1.4 Ausblicke auf weitere Elternarbeit

Ungern verlassen die meisten Eltern die Familienklasse und möchten den dort stattfindenden Austausch, die Geborgenheit der wertschätzenden und liebevollen Atmosphäre nicht mehr missen. An dieser Stelle fehlen noch geeignete Ideen, um diesem Wunsch zu entsprechen und diese neu erworbene Kompetenz der Eltern gewinnbringend in den Schulalltag zu integrieren. Dieses Selbstverständnis der Familienklasseneltern, wie sie jetzt der Schule begegnen, wie sie die Wichtigkeit ihrer Fähigkeiten hinsichtlich der schulischen Förderung ihrer Kinder erleben, zu bündeln und diese Eltern als Multiplikatoren zu nutzen, ist erst ansatzweise entwickelt.

Aber dass es diese Bereitschaft von Seiten der Eltern gibt, bestätigt uns in unserer Überzeugung, wie wichtig und richtig Mehrfamilienarbeit im System Schule ist.

Relationale Hilfeplanung zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft

PROF. DR. FRANK FRÜCHTEL
Fachbereich Sozialwesen, Fachhochschule Potsdam

Sie sehen ein chinesisches Schriftzeichen: 仁. Darin bedeutet 二 die Zahl zwei und das Zeichen davor heißt „Mensch“. Zusammen heißen die beiden Zeichen nicht etwa „zwei Menschen“, sondern „Menschlichkeit/Humanität“, also das, was wir besonders am Menschen hervorheben. Der philosophische Kern – so Karl Jaspers: Menschlichkeit ist im Singular nicht zu haben. Menschlichkeit kann nur im Plural entstehen. Menschlichkeit ist ein *soziales* Phänomen.

Zum Familienrat selbst haben Sie bereits viel gehört, daher werde ich diesen nicht ausführlicher behandeln, sondern ihn in die Philosophie zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft einordnen. Dabei möchte ich auf das erste deutsche soziologische Buch von 1887 von Ferdinand Tönnies verweisen, das weltweit, besonders im englischsprachigen Raum, recht bekannt ist: „Gemeinschaft und Gesellschaft“¹. Dieses Buch nutze ich, meine These zu belegen:

Der Familienrat ist die Inszenierung eines Anachronismus, denn er konstruiert künstlich Problemlösungspraktiken, die im modernen Sozialstaat nicht mehr vorgesehen sind.

In „Gemeinschaft und Gesellschaft“ stellt Ferdinand Tönnies die Frage, warum sich Menschen überhaupt um andere Menschen kümmern, warum Menschen mit anderen kooperieren. Seiner Ansicht nach wäre diese Frage auf zwei unterschiedliche Weisen zu beantworten: Einmal kümmern sich Menschen um andere Menschen, weil sie sich als Teil einer Gemeinschaft empfinden, deren Gesamtwohlergehen für sie eine hohe Bedeutung hat. Das kennt jeder aus seinen familiären Beziehungen. Dort spielt Gemeinschaft die zentrale Rolle. In diese Gemeinschaft fühlen wir uns eingewoben, wir sehen uns als Teil eines sozialen Kreises.

Dazu stellen Sie sich das Bild „Der Hochzeitstanz“ von Pieter Brueghel aus dem ausgehenden Mittelalter vor.² Faszinierend ist, dass die Menschen auf diesem Bild detailgenau gemalt sind, aber sie nicht wie Individuen, sondern wie ein organisches Ganzes im gemeinsamen Tanz wirken. Tönnies meint: In der Gemeinschaft fühlen sich die Individuen weniger als Einzelne, sondern als zu einem Kreis gehörend. Typisch für Gemeinschaftsbeziehungen ist, dass man sich diese nicht frei aussuchen kann, sondern mit denen zusammen ist, die einem der Zufall der Geburt hingestellt hat oder mit denen man über lange Jahre hinweg verwachsen ist. Bruder und Schwester bleiben immer Bruder und Schwester, das kann man nicht ändern. Gute Freunde kann man auch nicht wie Hemden wechseln. Freundschaft entsteht in langen Prozessen. Typisch für Gemeinschaftsbeziehungen sind Eltern-Kind-Beziehungen. Eigentlich ist hier das Wort „Beziehung“ falsch.

¹ Tönnies Ferdinand (1887/2005): Gemeinschaft und Gesellschaft, Harvard College Library

² Pieter Brueghel (1607) „Tanz im Freien“; http://www.wga.hu/html_m/b/bruegel/pieter_y/wedding.html

Eltern und Kinder haben keine Beziehung miteinander, sondern die Verbindung ist so stark, dass man sagen kann: Eltern und Kinder gehören in gewisser Weise einander. Andere Beispiele für Gemeinschaftsbeziehungen sind Lebensgemeinschaften, Freundschaften, langjährige Nachbarschaften usw. Tönnies meint, in Gemeinschaften helfen Menschen anderen Menschen, weil sie sich als Teil eines Ganzen sehen.

Diesem Hilfemotiv stellt Tönnies ein anderes Hilfemotiv gegenüber, das er „Gesellschaft“ nennt. Als Kontrast zu dem oben beschriebenen Bild denke ich dabei an das von Max Beckmann 300 Jahre später gemalte Bild „Tanz in Baden-Baden“.³ An diesem Bild ist auffällig, dass die Menschen, obwohl sie im Tanz exakt koordiniert und gut aufeinander bezogen wirken, getrennt voneinander bleiben. Dieses Bild wurde in einer Zeit gemalt, in der die Menschen den Übergang von Gemeinschaft in Gesellschaft zum ersten Mal ganz krass erlebten. In der Gemeinschaft war der Mensch primär mit anderen Menschen verbunden. In der Gesellschaft, in der wir heute leben, sind wir erst einmal von anderen Menschen getrennt und es sind unsere eigenen Anstrengungen und Entscheidungen, die uns mit anderen Menschen in Verbindung bringen.

Heiner Keupp hat ein Buch geschrieben, das er „Die Gesellschaft der Ichlinge“ nannte. Wir sind demnach erst einmal nicht Teil von etwas, sondern eine Einheit für uns selbst und entscheiden uns und strengen uns an, mit anderen in Verbindung zu kommen. Die meisten dieser Verbindungen sind jedoch immer nur ausschnittsweise und auf einen bestimmten Zweck gerichtet. Der Mensch in der Gesellschaft hat gelernt, sich je nach Zweck unterschiedlich zu inszenieren: auf dem Fußballplatz anders als im Büro, im Büro anders als im Schachclub usw. Wir sind in diesem Sinne „viel-ichig“ geworden. Der Philosoph Richard David Precht hat nicht Unrecht, wenn er sein Buch mit „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ betitelt.

In der Gesellschaft – meint Tönnies – wird nun der Staat mit seinen Gesetzen, Organisationen, Fachkräften, Trägern als Vermittler zwischen den unverbundenen Menschen notwendig, weil wir nach wie vor aufeinander angewiesen sind. Der Staat regelt, wie viel Verbindung und Verbindlichkeit man zum Beispiel als Klient von einem Sozialarbeiter erwarten kann – durch Rechtsansprüche, Leistungsverträge, Arbeitsverträge usw. Typisch für Gesellschaftsbeziehungen sind zum Beispiel Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Mieter und Vermieter, Käufer und Verkäufer, aber eben auch die Beziehung zwischen Sozialarbeitern und ihren Adressaten.

Die Gemeinschaft ist die ältere, die Gesellschaft die modernere Sozialform. Das Wesen der Gemeinschaft ist – so meint Tönnies – Beständigkeit und Gemeinsamkeit, das Wesen der Gesellschaft hingegen ist Veränderbarkeit und Freiheit. Nach Tönnies sind Gemeinschaft und Gesellschaft nur akademisch trennbar. Sie kommen in Wirklichkeit immer in einer Art Mischungsverhältnis vor. Man kann also sagen, dass wir modernen Menschen Bürger zweier Welten sind: Bürger einer altertümlichen, beständigen, kleinen Welt und gleichzeitig Bürger einer modernen, sich permanent verändernden, geradezu grenzenlosen Welt.

³ Max Beckmann (1923): Tanz in Baden-Baden; <http://www.museum-frieder-burda.de/Tanz-in-Baden-Baden-Arbeiten.652.0.html>

Soweit die philosophische Darstellung von Gemeinschaft und Gesellschaft. Im Folgenden gehe ich auf das historische Zusammentreffen von Gemeinschaft und Gesellschaft ein. Dazu reisen wir auf die andere Seite der Welt, nach Neuseeland. Neuseeland ist eine recht isolierte Zwillingsinsel, rund 2.000 km vom nächsten Nachbarn entfernt, und war das letzte große Land auf dieser Erde, das von den Europäern entdeckt wurde und somit auch eine der letzten großen „Gemeinschaften“ auf diesem Planeten, die völlig unberührt und unbeeinflusst von der Außenwelt lebte. Als der Holländer *Abel Tasman* im Jahr 1642 Neuseeland entdeckte, ging er in der Golden Bay vor Anker, weil dort Rauch aufstieg. Maori-Boote ruderten auf die zwei holländischen Schiffe zu, die aus der Sicht der Maori riesig gewesen sein mussten. Sprachlich konnte man sich nicht verständigen, obwohl alle Sprachen der Schiffsbesatzung ausprobiert wurden. Die Maori bliesen ein Signal auf ihrer *Pukaea*. Abel Tasman ging davon aus, dass sich die Eingeborenen in der Sprache der Musik mit ihm verständigen wollten, und hat daher den Schiffstrompeter dieses Signal erwidern lassen. Die *Pukaea* ist jedoch kein Musikinstrument, sondern ein Kriegshorn. Und das Signal der Maori bedeutete, dass sie angreifen würden, wenn die Holländer nicht verschwinden. Die Erwidern durch den Schiffstrompeter war für sie das klare Zeichen, dass der Kampf beginnen sollte und sie griffen die Schiffe so vehement an, dass die Holländer tatsächlich fliehen mussten. Abel Tasman schrieb in sein Logbuch: „Die Bewohner ließen uns keine andere Wahl, als sie den Feinden Hollands zuzurechnen.“ Feinde hatte man in Europa bereits genügend, daher kehrten keine Europäer für die nächsten 127 Jahre nach Neuseeland zurück und die Maori-Gemeinschaften blieben, obwohl sie entdeckt worden waren, vorerst unter sich.

Der Text zum Kriegstanz „*Haka*“ der Maori lautet in etwa so: „Lasst die Erde erzittern, so stark, wie du kannst, so stark, wie wir können! Ich lebe! Das Leben gehört mir. Ich werde besiegt werden, ich werde sterben. Ich werde mir mein Leben zurücknehmen. Das Leben gehört mir. Ich bin von ehrenwerten Menschen geboren, deren Vermächtnis auf mich scheint wie die Sonne. Schritt halten! Bleibt in der Reihe! Haltet durch in der leuchtenden Sonne!“

Das ist ein starker, emotionaler Text, der auf elementare Institutionen der Maorikultur hinweist – allen voran „*Whakapapa*“. Die Identität des einzelnen Maori ist eng mit den eigenen Eltern und den eigenen Ahnen, aber auch mit dem Herkunftsort verbunden. In unserem Sprachgebrauch könnte man *Whakapapa* mit „Genealogie“ oder „Familienbaum“ übersetzen, trifft damit aber nicht die affektive Bedeutung, die *Whakapapa* hat. *Whakapapa* sagt einem, wer man ist, aber auch, was man will und wie man seinen Leuten und seinen Vorfahren Ehre bereitet. Auf *Whakapapa*-Schnitzereien ist stets zu sehen, wie ein einzelner Mensch auf den Schultern anderer Menschen steht. Man steht quasi auf den Schultern von Riesen. Man ist also nicht allein, sondern steht auf den Schultern anderer und wird dadurch groß und stark. Gleichzeitig gibt *Whakapapa* der Gemeinschaft Stabilität, weil Werte und Gepflogenheiten dadurch von einer Generation an die nächste weitergegeben werden.

Wie gesagt: 127 Jahre nach der ersten Entdeckung erfolgte die Kolonialisierung der Maori durch die Briten, deren Gesellschaftmodell Alternativen zur *Whakapapa*-Gemeinschaft brachte und dem entsprach, was Tönnies als „Gesellschaft“ bezeichnet. Ich werde nun –

unter Rückgriff auf den amerikanischen Soziologen *Talcott Parsons*⁴ - die Begriffe „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ (Community/Society) näher zu analysieren. Parsons hat dabei mehrere Dimensionen der Beschreibung des Übergangs von „Gemeinschaft“ zu „Gesellschaft“ aufgespannt.

Eine Dimension geht **von Stabilität zu Veränderung**. Wir erinnern uns: Die Gemeinschaft ist eher statisch. Eine Veränderung der Familie, durch Trennung der Eltern beispielsweise, ist im Konzept der Familie nicht vorgesehen. Der Vater bleibt immer Vater. Man kann ihn sich nicht aussuchen, ebenso wenig, wie der Vater seine Kinder aussuchen kann. Dagegen ist die Welt der Gesellschaft veränderbar. Nichts muss so bleiben, wie es ist, und es sollte im Prinzip auch verändert werden, im Hinblick auf die eigenen Aspirationen. Das Tun von Sozialarbeitern bekommt genau dadurch seine Anerkennung, dass sie in den Lauf der Dinge eingreifen. Sozialpädagogische Wirksamkeit wird immer mit der Veränderung von Klienten gleichgesetzt. Das ist eine Selbstverständlichkeit geworden, aber durchaus überdenkenswert, denn in beiden Maximen, in Stabilität und Veränderung, steckt eine Portion Wahrheit. Sich zu entwickeln und zu verändern, entspricht sicher einem menschlichen Grundbedürfnis, gleichzeitig wissen wir aber auch, dass nicht alles veränderbar ist und das viel Lebensglück auch darin besteht, sich mit den gegebenen Umständen gut zu arrangieren. Der umstrittene Familienaufsteller *Bert Hellinger* sagte einmal sinngemäß: „Unordnung kann dann entstehen, wenn man als Fachmann zu viel Veränderbarkeit annimmt oder fordert.“

Die zweite Transformationsdimension von „Gemeinschaft“ zu „Gesellschaft“, die Parsons aufmacht, läuft **von Kollektivität zur Individualität**. In der Gemeinschaft steht der Zusammenhalt der Gruppe, der Konsens, die Harmonie, das Gemeinsame im Mittelpunkt, in der Gesellschaft ist es der Wille und die Freiheit des Individuums. In der Gesellschaft steht Selbstbestimmung und die Selbstverwirklichung des Einzelnen im Vordergrund. Das Menschenbild der Aufklärung hat das Individuum erschaffen, indem es das Individuum aus seiner Gruppe herausgelöst hat.

Die dritte Dimension der Transformation geht **von Emotionalität zu Neutralität**. In der Gemeinschaft wird aus dem Gefühl heraus geholfen. Die Helfer leiden immer in bestimmtem Maße mit dem Betroffenen mit. Im modernen Sozialstaat wird nicht emotional geholfen. Gefühle sollen dabei eingeklammert werden, zugunsten einer rationalen wissenschaftlichen Analyse und Distanz. Wer emotional betroffen ist, nimmt die Dinge unmittelbar wichtiger, als dies die rationale Herangehensweise bewirkt. Es gibt jedoch auch Vorteile von professioneller Distanz, weil man dadurch einen klaren Kopf behalten und verschiedene Perspektiven zulassen kann. Die neutrale Betrachtung macht beweglicher und ist vielleicht auch gerechter. Daher sind viele unserer Verwaltungsverfahren – insbesondere das Hilfeplanverfahren – auch explizit affektiv-neutral konzipiert. Sie lassen wenig Raum für Emotionalität und Betroffenheit.

Der Soziologe *Max Weber* war der Meinung, dass der Übergang von Gemeinschaft zur Gesellschaft ein Übergang von traditionaler zu rationaler Herrschaft war. Traditionale Steuerung bedeutet, dass sich Gruppen von Menschen von Gebräuchlichkeiten, von Üb-

⁴ Parsons, Talcott/Shils Edward (1951/1962) (Hg.): *Toward a General Theory of Action*, New York.

lichkeiten leiten lassen, die immer schon galten und die in ihrer Gemeinschaft als richtig gelten, obwohl man gar nicht genau erklären kann, warum. Menschen lassen sich dabei von anderen Menschen beeinflussen, weil sie emotional berührt und manchmal auch begeistert werden. Rationale Herrschaft oder Steuerung funktioniert anders. Weber hat als idealtypisches Beispiel für rationale Steuerung die Verwaltung genannt und sie als die „reinste Form vernünftiger Steuerung“ beschrieben. Weber war ein Bewunderer der Verwaltung und definierte sie als einen Kosmos transparenter, festgeschriebener Regeln, denen die Fachkräfte folgen – wodurch die Verwaltung berechenbar wird und alle gleich behandelt werden. Gefühle und Gruppenloyalitäten dürfen dabei keine Rolle spielen. Weber meinte, dass der rationalen Verwaltung das „wild wuchernde, aus Gefühlen und urtümlichen Gepflogenheiten geborene Gemeinschaftshandeln“ geradezu wie ein „irrrationales, fast gefährliches Gebilde“ erscheinen müsse, das richtige, rationale Abläufe stets gefährde. Aus diesem Grunde trachte die rationale Verwaltung danach, wildwüchsiges, affektiv-traditionales Gemeinschaftshandeln in geordnetes, rationales Gesellschaftshandeln zu überführen. Dazu wird definiert: wer ist leistungsberechtigt, wer ist mitwirkungs-berechtigt? Die große Zahl der anderen Betroffenen (z.B. die Großmutter) bleibt unberücksichtigt. Es geht nur um das anspruchsberechtigte Individuum, vielleicht noch um seine Sorgeberechtigten. Klare Veränderungsziele werden definiert. Nur dann, wenn Veränderungsnotwendigkeiten diagnostiziert werden können, ist der Sozialstaat berechtigt, zu helfen. Die angewandten Ermittlungs- und Planungs- und Hilfeverfahren müssen in ähnlich gelagerten Fällen ähnlich aussehen – ob man ins Jugendamt in Stuttgart oder in Berlin geht.

Genau dieses standardisierende Verwaltungshandeln wurde 200 Jahre nach der Kolonialisierung von den Maori problematisiert. Sie sprachen von einer „zweiten Kolonialisierung“ und behaupteten, dass über Verwaltung, Sozialarbeit, Recht, Wissenschaft und Bildungssystem eine bestimmte Art des Problemlösens einen sich selbst verstärkenden Regelkreis bilden und zum Standard erhoben würde. Das traditionelle Gemeinschaftshandeln würde mehr und mehr disqualifiziert und verdrängt, weil es aus Sicht eines professionellen, rationellen Verhandels irrational unberechenbar, zumindest unkontrollierbar erschien. Dieses Phänomen wurde in Neuseeland als „institutioneller Rassismus“ thematisiert, obgleich es mit Rassismus eigentlich nichts zu tun hat. Es ist vielmehr der Versuch einer rationalen, staatlichen Ordnung, wildwüchsiges, affektiv-traditionales Handeln kontrollierbar zu machen und in rationales Handeln zu überführen. Der Rassismus-Vorwurf taugt aber dazu, das Sozialministerium zu veranlassen, eine Expertenkommission einzusetzen, deren Bericht (*Puao Te Ata Tu*) sich so liest: „In Verwaltungsentscheidungen können Betroffene nur mitbestimmen, insoweit sie ihre Werte und Gepflogenheiten denen des Hilfesystems unterordnen. Netzwerkbindungen von Kindern und Traditionen von Familien bleiben in der nach juristischen und wissenschaftlichen Standards organisierten Hilfeleistung unberücksichtigt.“⁵

Das war die Grundaussage des Berichts, woraus die Konsequenz gezogen und das Postulat erhoben wurde, das Jugendhilfegesetz zu überarbeiten. Diese Forderung wurde tatsächlich aufgegriffen, indem man das Jugendhilfegesetz novellierte. Das neue Jugendhilfegesetz („Children, Young Persons, and Their Families Act“) unterscheidet sich nun be-

⁵ vgl. Department of Social Welfare: *Puao-te-Ata-tu*, Wellington (1988), S. 21

reits im Namen wesentlich vom deutschen „Kinder- und Jugendhilfegesetz“. Im deutschen Titel wird das „Kinder- und Jugendhilfesystem“ in den Vordergrund gestellt, während im neuseeländischen Gesetz die Kinder, Jugendlichen und ihre Familien namentlich sind.

Im Children, Young Persons, and Their Families Act gelten zwei Grundprinzipien:

1. Bei Jugendhilfemaßnahmen muss die Familiengruppe beteiligt werden.
(„Familiengruppe“ ist ein unbestimmter Rechtsbegriff, sie kann unterschiedlich groß sein – zwischen zwei und 200 Personen –, es ist nicht nur von den Sorgeberechtigten die Rede.)
2. Es ist zu erwägen, wie sich die Jugendhilfemaßnahmen auf das Wohl des jungen Menschen auswirken und auf die Stabilität der Familiengruppe.

Aus diesen zwei Maximen ist ein Hilfeplanungsverfahren entstanden, das Tradition und Moderne miteinander verbindet, indem es traditionelle, gemeinschaftliche Problemlösungspraktiken aufgreift, diese aber so systematisiert und ergänzt, dass sie rationales Verwaltungshandeln steuern können. Der Familienrat bzw. das Family Group Conferencing, das damals entstand, baut gewissermaßen eine Brücke zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft.

In Familienräten geht es um das Kindeswohl; es geht darum, Kinder zu schützen und zu fördern. Das ist eine typisch moderne Vorstellung von individuellen Kinderrechten. Dabei wird auch die Veränderung betont. Allerdings wird die Verwirklichung von Kinderrechten optimalerweise nicht im Installieren professioneller Hilfen gesehen, sondern in der Stärkung des traditionellen Gemeinsinns. Familien- und Freundesgruppen bekommen Verantwortung und quasi das Vorrealisierungsrecht für den Kinderschutz. Sie werden dadurch in ihrer Funktion anerkannt und gestärkt. Dazu wird der Kreis der Betroffenen über die vielleicht momentan dysfunktionale Kernfamilie hinaus zu einer großen Familiengruppe erweitert. Die Aufgabe des Schutzes und der Förderung wird damit als ein kollektives Problem gerahmt.

Der Familienrat ist eben nicht nur ein Planungs- und Entscheidungsverfahren, sondern ist vor allen Dingen auch ein Versammlungsverfahren. Oftmals geht man in der „Sozialen“ Arbeit davon aus, dass sie per se ein „sozialer“ Beruf ist, wenn man mit anderen Menschen arbeitet. *Bruno Latour*⁶ beschreibt, wie unterkomplex diese Vorstellung vom Sozialen sei. Der Familienrat hingegen nimmt nicht an, dass das Soziale schon gegeben sei, sobald man mit Menschen arbeitet, sondern geht vielmehr davon aus, dass das Soziale eigentlich erst in einem aufwändigen Prozess des Versammelns verschiedener Menschen ermöglicht werden muss. Das aktive Soziale ist nicht per se gegeben, ist keine Selbstverständlichkeit.

Damit diese Versammlung gut planen kann, braucht sie fachliche Informationen, die auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand sein müssen. Das ist wiederum eine moderne Vorstellung. Modern ist auch die Verhandlungskultur im Familienrat. Jeder soll gehört

⁶ Latour 2005: *Reassembling the Social*

werden, schwache Interessen sollen gestärkt werden, Entscheidungen werden im Konsens getroffen, was ganz nach *Habermas'scher* Diskursethik klingt⁷.

Man geht jedoch davon aus, dass die eigentliche Kraft zu einer gemeinschaftlichen Lösung aus der Nähe und aus dem Mitgefühl der Beteiligten füreinander kommt. Deswegen schaffen Familienräte auch dezidiert Raum für gemeinsames Leiden, gemeinsamen Streit, für Versöhnung, Anerkennung, Großzügigkeit, Hilfsbereitschaft und das Fühlen von Zusammengehörigkeit. Dieser „emotionale Innenraum“ des Familienrats wird als Kraftwerk für eine Lösung gesehen. Die Betroffenheit, die durch das Leiden von Kindern und Eltern bei den Versammelten entsteht, wird als wesentliche Ressource gesehen, Hilfe zu realisieren, die professionell so gar nicht herstellbar wäre.

Fragt man Familienangehörige oder auch Fachkräfte, die an einem Familienrat beteiligt waren, hinterher nach ihren Eindrücken, wissen die Personen sehr wohl, dass sich eine schwere Sorge nicht mit einer einzigen Versammlung einfach so aus der Welt schaffen lässt. Das erwarten sie auch nicht. Aber den Angehörigen war die Erfahrung wichtig, dass man überhaupt zusammengekommen ist, dass man miteinander gesprochen hat, dass man verstanden wurde, dass man nicht allein geblieben ist, dass vielleicht ein Teil der Last gemeinsam getragen wurde.

Dieses Gefühl ist den Teilnehmern im Nachhinein am meisten wert. Ich nenne dieses Gefühl „Problemvergemeinschaftung“. Damit möchte ich ausdrücken, dass das Problem im Familienrat zu einem Katalysator von Gemeinschaft wird. Im modernen Verfahren ist das Problem eindeutig das zu bekämpfende Defizit. Deswegen nenne ich klassische Hilfeplanungsverfahren „instrumentell“. Im Familienrat wird das Problem hingegen als ein gemeinsames Eigentum aufgefasst, in dem auch immer das Potenzial steckt, ein gemeinsames Projekt anzugehen. Dieses Eigentum darf nicht enteignet werden. Dadurch entsteht ein „relationaler Mehrwert“, den instrumentelle Verfahren, die sich nur auf die Problembekämpfung konzentrieren, nicht erzeugen.

Familienräte brauchen in einer modernen Gesellschaft allerdings einen „Schubsfaktor“. Für viele Familiengruppen ist es heutzutage nicht mehr üblich, sich zu versammeln. Wir finden uns zwar zu Geburtstagsfeiern, Hochzeiten oder Beerdigungen zusammen, aber es ist nicht mehr selbstverständlich, über Probleme im großen Kreis zu sprechen. Daher brauchen Menschen einen gewissen Schubs, der z.B. einfach in einer verwaltungsmäßigen „Voreinstellung“ bestehen könnte, wonach die Einladung zum Familienrat der Standard ist, den Betroffene zwar abwählen können, der aber erst einmal die amtliche Normalität bildet. Unter Schubs versteht man Maßnahmen der Entscheidungsarchitektur, mit denen das Verhalten von Menschen in vorhersagbarer Weise beeinflusst wird, ohne deren Wahlfreiheit aufzuheben – ein Anstoß, keine Anordnung⁸. Wie beim neuen Handy benutzen die meisten Leute dann die voreingestellten Funktionen. Man beginnt grundsätzlich mit „versammelnden Fragen“. Ob daraus ein ausgewachsener Familienrat entsteht oder eine kleinere Versammlung oder zumindest eine „Family-Only-Zeit“, das wäre den Betroffenen zu überlassen.

⁷ Habermas, Jürgen (1991): Erläuterungen zur Diskursethik. Suhrkamp, Frankfurt 1991

⁸ Thaler / Sunstein (2011): Nudge. Wie man kluge Entscheidungen anstößt

Der Berliner Soziologe *Hans Joas* meint, dass die Tönniessche Zweiteilung in Gemeinschaft und Gesellschaft ein Zerfallsmodell und eine Besonderheit des europäischen Denkens wäre⁹. Wir gehen davon aus, dass Gemeinschaft in eine atomistische Gesellschaft zerfällt, in der jeder dann allein ist. In der amerikanischen Theorie – so Joas – gibt es eine *dritte* Phase, die erneute Vergemeinschaftung. Hier ist nicht die Gesellschaft der Endpunkt, sondern man kann im amerikanischen Denken durchaus von Re-Vergemeinschaftungen reden. Darum hat das amerikanische Wort „community“ einen ausgesprochen modernen Charakter, während das deutsche Wort „Gemeinschaft“ irgendwie etwas altbacken wirkt. Im Amerikanischen wird die „community“ als Voraussetzung für einen funktionierenden Staat gesehen. Nach Joas sind Gemeinschaft und Gesellschaft keine Gegensätze, sondern lassen sich verbinden. Familienrat ist eines der Versammlungsverfahren, das in diesem Sinne wegweisend sein könnte.

Damit das funktioniert, heißt es aber auch, die riesigen Schilder, auf denen die §§ 31, 32, 34, ... SGB VIII stehen, zu ignorieren und stattdessen von diesen Hilfeautobahnen auf kleine Nebenstraßen abzubiegen, die manchmal nicht viel breiter sind als ein Trampelpfad und auf denen man so langsam fahren muss, dass man mit den Menschen am Bürgersteig reden kann, vielleicht auch Bekanntschaften macht, die Möglichkeiten eröffnen, auf die man selbst gar nicht gekommen wäre. Das geht nicht einfach, aber ich glaube, es geht öfter, als man denkt und tut außerdem den Fachkräften gut, weil es sich wie „richtige Sozialarbeit“, nämlich wie „soziale Sozialarbeit“ anfühlt.

Familienrats-Koordinatoren und Familien sammeln in Deutschland Daten zu Familienräten. Inzwischen sind Daten von 375 Familienräten zusammengekommen (**Abbildungen 1 bis 4**), was durchaus spektakulär ist, für eine Untersuchung, die von niemand finanziert wird, sondern gemeinschaftlich getragen ist.

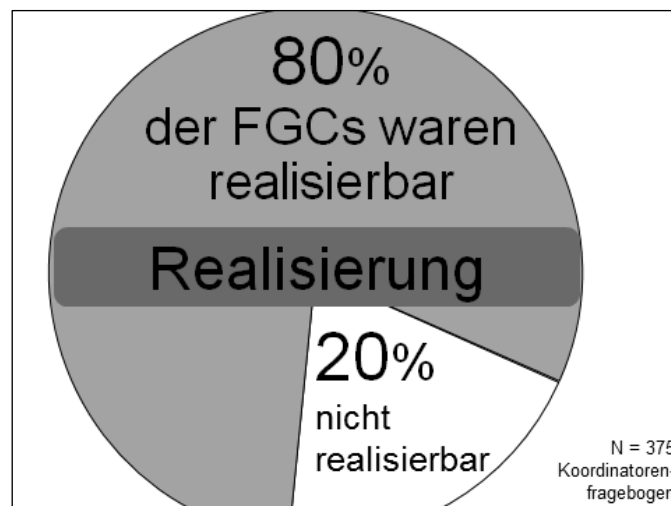


Abbildung 1

© Prof. Dr. Frank Früchtel

⁹ Joas, Hans (1999): Pragmatismus und Gesellschaftstheorie, Ff/M

In 80 Prozent der Familien, die vom Jugendamt an eine Koordinatorin vermittelt werden, lässt sich ein Familienrat realisieren. Wenn man die Familien nach ihren Eindrücken fragt, ziehen 90 Prozent eine positive bzw. sehr positive Bilanz. Das ist im Vergleich zu Hilfeplangesprächen ein unglaublich hoher Wert. Das allein spricht dafür, dass man den Familienrat zur Voreinstellung machen sollte.

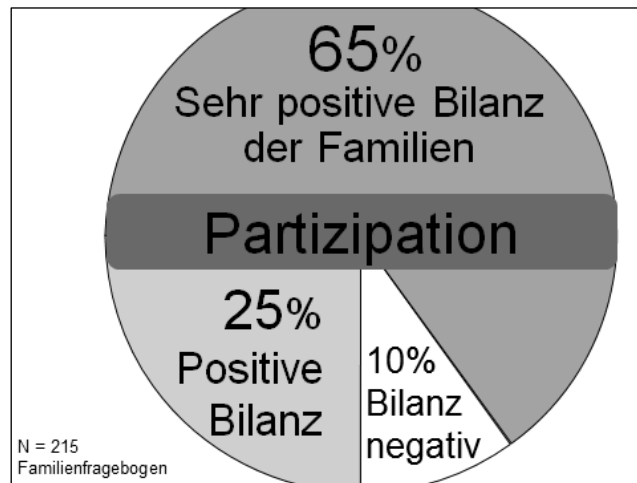


Abbildung 2

© Prof. Dr. Frank Früchtel

Knapp die Hälfte der Familienräte ergibt eine lebensweltliche Selbsthilfe, d.h. keine professionelle Hilfe. Der eingeführte Fachterminus „Selbst-Hilfe“ trifft es gar nicht richtig, denn er betont zu sehr das Individuum. Wir sprechen daher mittlerweile von „Wir-Hilfe“. Neben dem „Instrumentellen“ entsteht somit auch etwas „Soziales“, ein relationaler Mehrwert. Es entstehen Problemvergemeinschaftungseffekte, d.h. die Erfahrung, nicht allein zu sein, verstanden zu werden, mit der Familie und mit Freunden eine Last gemeinsam zu tragen. Das ist für Familien ein wesentlicher Punkt, was sich statistisch nachweisen lässt. Die Familien sagen aber auch: „Wir haben uns beteiligt gefühlt, weil wir etwas bewirkt haben.“ Der Familienrat hat durchaus für die Familien auch einen instrumentellen Wert. Die Beteiligung entsteht dadurch, dass man einen Plan geschaffen hat – nicht per se, dass man beteiligt wird, sondern dadurch, dass etwas entstanden ist.

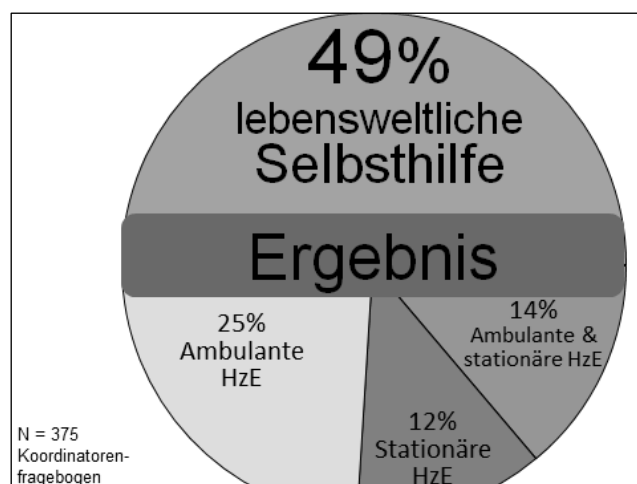


Abbildung 3

© Prof. Dr. Frank Früchtel

Sehr viele Personen, die an einem Familienrat beteiligt waren, sagen aber auch aus, dass sie von allein nicht so einen Familienrat in dieser Weise durchgeführt hätten. Es wäre wichtig gewesen, dass sie ein wenig dahin „geschubst“ worden wären. Ohne diesen Anschubs hätten sie dieses positive Erlebnis nicht gehabt (**Abbildung 4**).

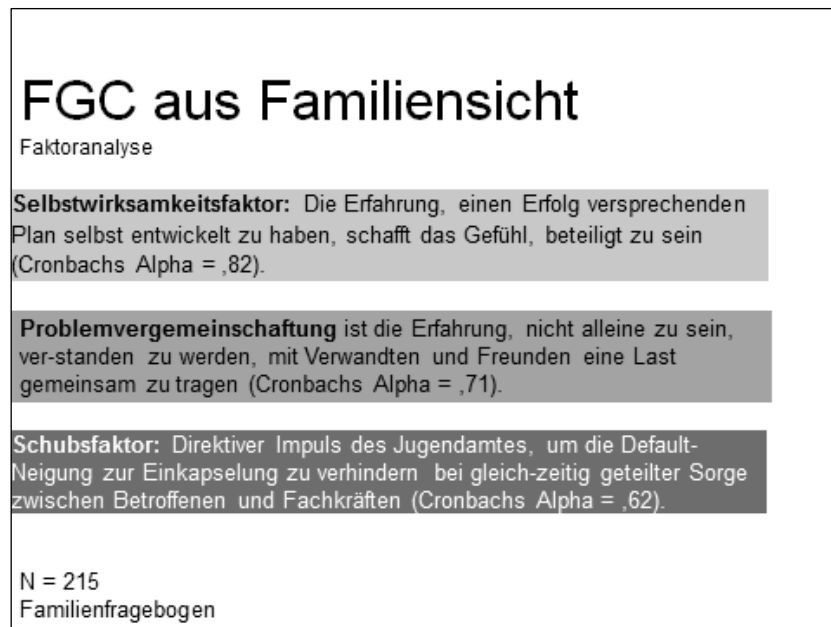


Abbildung 4

© Prof. Dr. Frank Früchtel

Koordinatoren agieren im Familienrat als Versammler und Vermittler. Sie provozieren ausgesprochen *soziale* Prozesse der Problembearbeitung. Und sie vermitteln die Ergebnisse in die zweckrationalen Hilfesysteme. Und weil das Soziale das ist, was passiert, während wir andere Pläne machen, wissen Sozial-Arbeitende wie Beduinen, dass ein gutes Palaver seine Zeit braucht und sein Wert eben nicht nur in dinglichen Ergebnissen liegt.

Eine Methode mit Potenzial: SIT

Elternarbeit mit dem Ansatz der systemischen Interaktionstherapie

MICHAEL BIENE

Geschäftsführer, Institut SIT, Bern (Schweiz)

Das Modell der Elternarbeit ist aus der Berliner Heimerziehung entstanden. Vor 20 Jahren arbeitete ich in einem heilpädagogischen Kinderheim mit 130 Plätzen. Dort verfügten wir über eine opulente personelle Ausstattung und hatten damit verbunden das Anliegen und den Auftrag, auch für besonders schwierige Kinder und Jugendliche eine optimale Entwicklung auf den Weg zu bringen. Nachdem wir lange familienersetzend gearbeitet und Kinder in relativ jungen Jahren aufgenommen und diese 10 bis 12 Jahre bei uns behalten hatten, veränderte sich unsere Arbeit Anfang der 1990er-Jahre in dem Sinne, dass wir mehr und mehr Rückführungen nach drei bis vier Jahren Heimaufenthalt anstrebten. Das war in vielen Fällen nicht möglich, stellte aber unsere Sollzahl dar. Wir sollten in diesem Zeitraum pädagogisch und therapeutisch so erfolgreich arbeiten, dass eine Rückführung der Kinder in die Familie möglich ist.

An diesem Auftrag geriet die gesamte Institution in eine Krise, weil wir es in der Regel nicht schaffen konnten, dass sich die Kinder bei uns in dem Ausmaß positiv entwickelten, dass eine Rückführung möglich schien, und selbst wenn positive Entwicklungen eintrafen, dass diese auch nach der Rückführung aufrechterhalten blieben. Das führte dazu, dass wir unsere Arbeitsweise veränderten. Wir versuchten, viele diagnostische Methoden in den Hilfeprozess einfließen zu lassen. Vier oder fünf Psychologen boten in der Einrichtung Diagnostik und Therapie an. Viele Fördermaßnahmen wie Ergotherapie, Logopädie, Sporttherapie hatten wir in unserem Angebot. Letztlich ließen sich die Entwicklungsverläufe durch den hohen Einsatz diagnostischer und fördernder therapeutischer und pädagogischer Verfahren nicht so gestalten, wie wir uns das gewünscht hatten. Es machte sich bei uns eine gewisse Ratlosigkeit breit.

In dieser Situation wurde das so genannte lösungsorientierte Arbeiten zunehmend auch in Berlin bekannt. So gingen wir mit dem lösungsorientierten Ansatz an die Fälle heran. Dahinter steckte die Idee, die erfolgreichen Verläufe zu analysieren und deren Architektur zu betrachten, d.h. die Bestandteile herauszufinden, die zum Gelingen beitrugen. Wir stellten fest, dass bei 10 Prozent der Kinder und Jugendlichen der angestrebte Auftrag erfüllt wurde. Das bedeutete, dass in einer Zeit von drei bis vier Jahren, mitunter auch in kürzerer Zeit, eine positive Entwicklung zu verzeichnen war, die auch nach der Rückführung anhielt. In diesen Fällen suchten wir den gemeinsamen positiven Nenner. Dabei stießen wir auf relativ wenige signifikante Ergebnisse. Wir waren davon ausgegangen, dass bestimmte Differenzialdiagnosen in Kombination mit Differenzialbehandlungen durch uns der Kern des Erfolgs sein könnten. Es gab jedoch Kinder, die sich sehr positiv entwickelten, obwohl sie so gut wie keine Diagnostik und Förderung erhalten hatten. Auf der anderen Seite wurden Kinder zu Beginn ihres Aufenthaltes als relativ unauffällig diagnostiziert und wiesen nach vier Jahren in der Einrichtung massive Auffälligkeiten auf. Diese Ergebnisse gaben uns wenig Anlass zu weiteren sinnvollen Handlungen.

Während dieser internen Bestandsaufnahme stießen wir interessanterweise auf einen Faktor, den wir lange Zeit als eher hinderlich angesehen hatten: auf die Eltern. Das war typisch für die Heimerziehung Anfang der 1990er-Jahre in Berlin. Bei meiner ersten Mitarbeiterversammlung im Heim saßen 50 bis 60 Mitarbeiter recht resigniert und etwas verbittert beisammen und die allgemeine Stimmung war: „Wir bauen mühsam irgendwie eine positive Veränderung bei dem Kind auf und nur ein Wochenende bei den Eltern führt oft dazu, dass sich die Kinder wieder so verhalten wie zu Beginn!“ Eigentlich hatten wir damals die Eltern als diejenigen angesehen, die unsere Ergebnisse einige Monate nach der Rückführung zunichte machten. Sie waren in unseren Augen hinderlich für den Hilfeprozess. Ausgerechnet diese schienen es jedoch zu sein, die in den erfolgreichen Verläufen eine besondere Rolle spielten.

Ein wesentlicher Faktor schien dabei zu sein, dass die Eltern zunächst überhaupt eine Heimunterbringung des Kindes wollten. Das war aber nicht die Regel. Die bevorzugte Heimunterbringungsmaßnahme, die ich noch kennenlernte, war, dass wir die Kinder von der Polizei aus der Schule abholen ließen, weil wir körperliche Auseinandersetzungen mit den Eltern vermeiden wollten. Es wurde auch gegen den Willen der Eltern interveniert. Das aber waren in der Regel denkbar schlechte Voraussetzungen. Die Kinder zeigten sich oftmals so, als würden sie geraubt werden, und konnten sich auf die Mitarbeiter der Einrichtung nicht gut einlassen.

Ein zweiter Faktor war offensichtlich, dass wir regelmäßigen Kontakt mit den Eltern hatten, nicht nur einmal in einem halben Jahr und kurz zwischen Tür und Angel, wenn die Kinder über das Wochenende nach Hause gingen, sondern wirklich regelmäßig Gespräche führten.

Ein dritter Faktor schien der wichtigste zu sein. Die Entwicklung verlief positiv, wenn wir unsere erzieherischen Vorstellungen, die Pädagogik, den Tagesablauf, die Regeln, die Art, mit dem Kind zu reden, mit den Eltern synchronisieren konnten. Das heißt, die Eltern verhielten sich in bestimmten Konfliktsituationen ähnlich wie wir und führten zu Hause die Erziehung während des Heimurlaubs und nach der Entlassung fort. Wir erhielten wiederum von den Eltern Anregungen, wie wir auf das Kind eingehen könnten.

Das waren eindeutig positive Faktoren für erfolgreiche Verläufe. Daraus wollten wir Konsequenzen für unsere weitere Arbeit ziehen. Nun arbeiteten aber lediglich ca. 10 Prozent der Eltern mit uns so intensiv zusammen. Damals meinten wir, es gäbe nur so wenige Eltern, die motiviert und fähig genug dafür wären. Das war eine eher persönlichkeits-theoretische Interpretation des Geschehens.

Da die Ergebnisse jedoch so eindeutig positiv waren, gründeten wir ein internes Forschungsprojekt, das wir „Triangel“ nannten. Dieses Forschungsprojekt hatte den Auftrag, Arbeitsformen zu entwickeln, die es den Eltern ermöglichen, stärker als bisher in die Hilfeprozesse einbezogen zu werden.

Wir traten lange Zeit auf der Stelle. Wenn den Eltern im Jugendamt gesagt wurde, dass sie in unserer Einrichtung stärker mitarbeiten könnten, begrüßten diese das nicht unbedingt als gute Möglichkeit, sondern erwarteten vielmehr Entlastung von den Problemen mit dem Kind durch die Professionellen in der Einrichtung. Die Möglichkeit der Beteiligung

stieß auf relativ wenig Resonanz bei den Eltern, so dass wir im ersten Jahr fast von der Schließung bedroht waren. Die Idee war gut, aber es gab keine ausreichende Nachfrage. Vielleicht, so glaubten wir, gibt es wirklich nur die 10 Prozent, mit denen wir so eine Zusammenarbeit durchführen können.

Auch hier verhalf uns letztlich wieder das lösungsorientierte Vorgehen zu gewissen Fortschritten. Wir interessierten uns mehr dafür, wo Situationen sind, in denen Eltern spontan und auch gelingend aktiv werden. Solche Situationen waren relativ rar. Wenn es sie gab, versuchten wir, sie genau auszuwerten, bis wir Ideen zur Veränderung in der Praxis bekamen.

Eine prototypische Situation möchte ich Ihnen schildern: Um uns überhaupt über Wasser halten zu können, hatten wir auch Jugendliche aufgenommen, die die anderen Gruppen in unserer Einrichtung nicht halten konnten, das betraf vor allem aggressive 9- bis 13-jährige Jungen. Dies führte dazu, dass wir ein hohes Konflikt- und Gewaltpotenzial in einer Gruppe hatten. Es gab häufig körperliche Auseinandersetzungen. Wir mussten daher zunächst einmal eine besondere Pädagogik lernen, und zwar, schnell und beherrscht zuzugreifen, um gewalttätige Eskalationen und Verletzungen zu vermeiden. Ab einem bestimmten Punkt kommt man mit Reden nicht mehr weiter, da muss man zupacken. Das macht man nicht gern, aber es war mitunter unvermeidbar. Die ständigen körperlichen Interventionen führten immer wieder zu einem hohen Krankenstand im Team.

An dem Tag, von dem ich erzählen möchte, war das gesamte Team krank. Ich war der letzte Übriggebliebene. Ich hatte ein Elterngespräch zu führen, das ich auf keinen Fall ausfallen lassen wollte. Daher bat ich einen Kollegen aus einer anderen Gruppe, die wesentlich ruhiger und zivilisierter war, mich für eine Stunde zu vertreten. Wie es die Art von Kindern und Jugendlichen ist, testeten sie den Kollegen und die Situation eskalierte zu massiven Auseinandersetzungen, bis hin zu Tötlichkeiten. Der Kollege versuchte, der Situation durch Reden Herr zu werden, aber die Gruppe hörte ihn überhaupt nicht. Er hatte große Mühe, die Konflikte irgendwie zu begrenzen, weil er dieses Ausmaß an Aggressivität von seiner Gruppe nicht gewohnt war.

Wir hatten irgendwann eine Art „mitarbeiterfreie Zone“ eingerichtet, weil wir die Erfahrung gemacht hatten, dass es die Eltern als unangenehm empfanden und sich bedrängt fühlten, wenn wir mit ihnen über Probleme sprachen. Der erste Schritt, um Eltern in die Gruppe zu bekommen, sollte dieser Raum sein, den wir Mitarbeiter nicht betreten. Dieser Raum wurde häufig von den Eltern genutzt, die sich dort unterhielten, Kaffee tranken – sich also in der Nähe ihrer Kinder aufhielten. In diesem Raum saß nun gerade die Mutter eines 10-jährigen Jungen, der einer der Aggressivsten in der Gruppe war, aber auch einer der Schwächsten. Die Mutter hörte, wie ihr Sohn Christian von anderen geschlagen wurde. Sie schaute kurz nach, zog sich aber wieder zurück. Nach einer gewissen Zeit, in der sie ihren Sohn weiter schreien hörte, ging die Mutter zu ihm, legte ihm den Arm um die Schulter, sagte ihm leise etwas und begleitete ihn in sein Zimmer. Der Kollege war darüber erstaunt, denn der Junge wirkte normalerweise sehr schlecht ansprechbar. Die Mutter kam sichtlich zufrieden wieder zurück und sprach den Zimmernachbarn ihres Sohnes an, den sie gut kannte und der ebenso aggressiv und schwächlich war und ebenso viel Prügel abbekam, und ging ebenfalls mit ihm in dessen Zimmer. Nun waren die beiden draußen. Die Mutter kam noch einmal zurück, sah, dass die Prügelei weiterging, und

wandte sich an den Größten in der Gruppe. Das war kein hohes Risiko für sie, weil dieser sie recht gern mochte. Seine eigene Mutter kam relativ selten und er fand es gut, dass Christians Mutter sich um ihn kümmerte. Christians Mutter sprach kurz mit dem Jungen. Daraufhin ging er raus aus dem Geschehen. Plötzlich waren alle anderen etwas konsterniert und es trat Ruhe ein. Niemand wusste etwas mit dieser Situation anzufangen. Die Mutter sah, dass sich der Kollege nicht recht wohlfühlte, und sagte: „Wenn es Ihnen nicht gut geht, können Sie ruhig gehen, ich hab das hier schon im Griff!“

Diese Situation wies strukturelle Ähnlichkeiten mit vielen anderen Situationen auf, die wir immer wieder mal spontan erlebten, bisher aber nicht bewusst wahrgenommen hatten. Hier war genau das, was wir uns immer erträumt hatten, durch Zufall entstanden. Die Mutter galt als psychisch verwirrt und als Alkoholikerin. Wir hatten viele Motivierungsversuche unternommen, die wenig Erfolg zeigten. Ich hielt es deshalb in Anbetracht der Voraussetzungen – sie sehr verwirrt im Gespräch, der Junge sehr aggressiv – für besser, wenn sie sich zurückhielt. Aber genau diese Frau wurde in der geschilderten Situation auf eine überraschende Art und Weise aktiv und wirkungsvoll und übertraf in der kleinen Sequenz sogar das Handlungsvermögen einer ausgebildeten Fachkraft.

Wir stellten uns die Frage, wie so etwas zustande kommt. Was war hier die Hand der Aktivierung, die die Mutter aus dem sicheren Raum in die Situation führte und eingreifen ließ?

Wir versuchten gemeinsam über Monate, sogar Jahre hinweg, die wirkungsvollen Kräfte zu identifizieren. Die Gespräche waren konstituierend für das Modell, das sich daraus entwickelt hat. Ausschlaggebend für die geschilderte Situation war ein Zufall, nämlich dass der Kollege eine Situation nicht bewältigte, die ein Teammitglied normalerweise durchaus bewältigt hätte. Ein wichtiger Punkt schien zu sein: Die Mutter hörte, dass ihr Sohn Christian offensichtlich in Not war. Die Schlussfolgerung, dass Kinder immer erst in Not geraten müssten, wollten wir jedoch nicht so generell stehen lassen. Wir beschränkten uns darauf anzunehmen, dass es ein Problem sein musste, was für die Mutter/die Eltern relevant ist. Dazu muss kommen, dass dieses Problem nicht von anderen vermeintlich oder real besser gelöst wird. Wenn der Kollege der Gruppe bereits bekannt gewesen wäre, hätte der das Problem wohl relativ schnell gelöst und die Mutter wäre in dem sicheren Zimmer geblieben. Ein ganz wesentlicher Faktor schien außerdem zu sein, dass die Mutter erfolgreich war. Das war ein wenig zufällig. Der Erfolg ihres Eingreifens schien ein Motivationsfaktor zu sein weiterzumachen. Wir hatten daher die (für mich etwas schmerzhaft) Erkenntnis, dass die vorherige psychologische Motivationsarbeit eher kontraproduktiv gewesen war. Meine psychologisch versierten Gespräche, die ich mit ihr geführt hatte, verwirrten sie offenbar. Das musste ich leider konstatieren. Was sie nicht verwirrte, sondern sehr handlungsfähig machte, war ein Hilferuf ihres Sohnes. Der schien in ihr etwas zu mobilisieren, das ihren Zustand veränderte. Wenn sie in diesem Zustand auf ihn zuging, erzielte sie eine Wirkung. Da sie diese Wirkung erzielte, machte sie weiter.

Daraus versuchten wir, Rückschlüsse für unsere weitere Arbeit zu ziehen und zu systematisieren. Hier bestätigt sich die Aussage aus dem Vortrag von Herrn Früchtel, dass das Problem einen hohen Nutzen haben kann. Die Tatsache, dass wir normalerweise das Problem lösten, zumindest so taten, als würden wir es lösen, hätte dazu führen können,

dass die Mutter noch nicht einmal in die Einrichtung gekommen wäre. Sie hätte gar nicht bemerkt, dass weiterhin Probleme bestanden. Aber die Not des Sohnes hatte eine Herausforderung für sie dargestellt, die letztlich dazu führte, dass sie ihren Zustand veränderte – was die psychologischen Gespräche mit der Fachkraft Biene nicht bewirkt hatten. Wir suchten nach einer Möglichkeit, etwas daraus zu machen, was sich im Alltag umsetzen ließ. Dabei merkten wir, dass unser Alltag normalerweise darin bestand, über Psychodiagnostik, über Erklärungen, welche Störung und welche Probleme ein Kind hat, und die Behandlung dieser Probleme durch uns genau dieses Problem immer mehr zu uns hinzu ziehen. Aus Sicht der Eltern waren wir besser geeignet, die Probleme zu lösen. Wir hatten das auch voll in unserem Setting umgesetzt, indem wir die Kinder 24 Stunden am Tag betreuten und die Eltern nur ab und zu begleitend zu Gesprächen gekommen sind.

Vor dem Hintergrund unserer Überlegungen legten wir den Eltern gegenüber die Grenzen unserer Einflussmöglichkeiten auf die Kinder und Jugendlichen offen auf den Tisch. Das erwies sich als gar nicht so schwierig, weil wir bei keinem Kind alle Dinge geschafft hatten, die uns aufgetragen worden waren oder die wir gern erreicht hätten. Wenn zum Beispiel die Eltern in die Gruppe kamen, wurden sie oft von ihren Kindern beschimpft. Wir Mitarbeiter nahmen die Kinder dann beiseite und sagten, dass sie so nicht mit ihren Eltern reden dürften. Wurde es zu arg, holten wir sie für eine Weile heraus. Wir fühlten uns für diese Reaktion zuständig. Waren wir aber zufällig einmal nicht dabei, wurden die Eltern sofort wieder beschimpft. Sie merkten dann, dass wir die Kinder nicht so nachhaltig verändern konnten, dass dieses Problem wirklich gelöst war. Es war von unserer Intervention abhängig. Wir konnten in der Regel nicht erreichen, dass die Kinder ihren Eltern gegenüber respektvoll waren, wenn die Eltern sich nicht respektgebietend verhielten. Wirkten Eltern sehr aggressiv oder sehr weichlich oder schwächlich auf die Kinder, reagierten die Kinder wesentlich stärker auf den Zustand der Eltern als auf unsere Pädagogik. Das haben wir deutlich erkannt.

Wir hatten früher natürlich auch damit zu tun, dass wir Grenzen in unserer Wirksamkeit erkannten, wir erklärten sie aber in der Regel psychodiagnostisch durch vermeintliche Störungen der Kinder. Kamen wir nicht voran, war unsere Schlussfolgerung, dass das Kind doch eine größere Störung hätte als anfangs vermutet. Das Phänomen hatten wir bereits über lange Zeit. Normalerweise folgte die nächste Diagnostikschleife, die nächste Förderung, die nächste Therapie oder was auch immer. Nun kamen wir nach und nach zu dem wagemutigen Schluss, dass es vielleicht an uns und nicht am Kind läge. Damit betraten wir Neuland und machten uns angreifbar, wenn wir Eltern gegenüber äußerten, dass, wenn ihr Kind längere Zeit bei uns war und sich nicht positiv entwickelte, es daran liegen könnte, dass wir es einfach nicht schafften, und nicht daran, dass das Kind so sehr gestört ist. Die Idee fanden die Eltern ganz interessant. Wenn wir zudem andeuteten, dass sie selbst vielleicht mehr ausrichten könnten als wir, hatten wir den ersten Schritt einer Aktivierung geschafft.

Diese Aktivierung mündete in die damals bei uns verbreiteten Strategien der Unterstützung der Eltern. Die Unterstützung sah vor allem verbale Beratung vor, in dem Sinne: „Seien Sie doch mal konsequent!“, „Sie müssen klare Linien vorgeben!“, „Sie müssen anders auftreten!“. Außerdem arbeitete ich therapeutisch mit den Eltern. In der Regel verschwand die Aktivierung schnell wieder, wenn wir diese Arbeitsformen einsetzten. Weder eine verbale Erziehungsberatung noch eine therapeutische Tiefe in den Gesprächen

fürte dazu, dass die Eltern danach einen erkennbaren Erfolg bei ihrem Kind hatten. Das heißt, der erste Schritt der Aktivierung war, dass wir die Rolle der Alleinzuständigkeit nicht mehr so ausfüllten. Wir erklärten die Grenzen und machten sie transparent. Aber wir wussten nicht, was wir mit der gewonnenen Aktivität tun sollten, weil sie wieder verschwand. Mit dieser Frage forschten wir weiter.

Grundideen und Grundarbeitsformen unseres Modells

Der erste Durchbruch gelang uns durch das so genannte Life-Coaching. Wir gingen zum Beispiel in die Situation hinein, in der Eltern von ihren Kindern beschimpft wurden, und versuchten, die Eltern dabei zu unterstützen, dass sie sich irgendwie behaupten konnten. Ich merkte, dass die Eltern genau die Dinge, die ich ihnen vorher in der Beratung gesagt hatte, tatsächlich umsetzten. Sie zeigten sich konsequenter und traten bestimmter auf. Trotzdem wirkte es nicht wie erwartet, wenn sie lediglich das taten, was ihnen vorher gesagt wurde. Das war unangenehm, wir meinten, uns zu blamieren, wenn wir in der schwierigen Situation dabei waren und eigentlich nicht weiterkamen. Es schien jedoch im Gegenteil eine vertrauensbildende Maßnahme zu sein, denn die Eltern konnten uns nun begreiflich machen, dass es eben nicht so leicht wäre, einfach nur ein paar pädagogische Sätze zu befolgen und damit das Problem lösen zu wollen. Dem konnte ich nur zustimmen. So „schrumpften“ wir Fachleute wieder auf Augenhöhe zu den Eltern und mussten eingestehen, dass unsere Art, die Eltern zu beraten, offensichtlich wenig Wirkung erbrachte.

Im Laufe des Life-Coaching mit weiteren Übungen und Rollenspielen, in denen wir die Rolle der Eltern und die Eltern die Rolle ihres Kindes einnahmen, probierten wir immer neue Dinge aus und blieben ausdauernd dabei, so dass die Eltern wirklich vorankamen. Die Kinder bekamen wieder mehr Respekt vor ihnen, gewannen wieder mehr Zutrauen zu den Eltern, die Verbindung wurde stärker. Die Eltern arbeiteten vor allem an ihrem Zustand, der sich als *die* Schlüsselvariable herausstellte. Sicher kennen viele von Ihnen das Konzept der Elternpräsenz von Haim Omer. Wir stießen auf ein ähnliches Phänomen. Die Eltern suchen oft nach pädagogischen Sätzen, Floskeln u. ä., die auf das Kind beruhigend wirken könnten. Letztlich – so stellte sich heraus – ist es relativ unerheblich, was gesagt wird. Die Kinder reagieren auf den Zustand der Eltern.

Wenn Eltern zum Beispiel morgens ihr Kind, einen 14-jährigen Jugendlichen, mit Resignation in der Stimme wecken „Nun steh doch mal auf. Es ist immer dasselbe mit dir...“, beschreibt das einen Zustand, der den Jugendlichen nicht dazu veranlasst, der Aufforderung Folge zu leisten. Die aggressive Variante – mit denselben Worten, aber mit lauter, aggressiver Stimme – löst ebenfalls keinen Impuls beim Jugendlichen aus, die Eltern ernst zu nehmen. Das heißt, wenn die Eltern eine Veränderung erreichen wollen, müssen sie in der Regel an ihrem Zustand arbeiten. Ein wirksamer Zustand wäre Augenkontakt und klare Ansprache, ruhig und bestimmt: „Guckst du mich bitte an, ich nehme die Decke weg und jetzt stehst du auf.“

Es war immer wieder faszinierend zu beobachten, wie positiv die Kinder auf diesen Zustand reagierten, wie schwer es aber den Eltern fiel, in diesen Zustand hineinzukommen. Man hat selbst kein Gefühl dafür, in welchem Zustand man auftritt. Das musste in vielen

Übungen, Feedback-Prozessen und häufigem Ausprobieren erarbeitet werden. War es erst einmal erarbeitet, zeigte es sich als ausgesprochen wirkungsvoll.

Nebenbei und von uns zu Beginn nicht angestrebt kam heraus: Wenn die Eltern in diese Elternpräsenz oder -energie gehen, ist das – nach unserer etwas saloppen Formulierung – der natürliche Feind aller Süchte, psychischen Krankheiten, Depressionen und Ängste. Die Kinder ziehen im Prinzip durch ihr Verhalten die Eltern in einen bestimmten Zustand. Wenn die Eltern passiv und resignativ auf dem Sofa hocken, nimmt das Kind sie nicht ernst. Wenn sie aber das Sofa verlassen und in einen bestimmten Zustand hineingehen, reagiert das Kind positiv und gleichzeitig verändert sich auch die Stimmung der Eltern allmählich. In der Regel haben sie dadurch den Gebrauch von Suchtmitteln, psychische Probleme oder sogar die Symptome psychischer Krankheiten verringert oder sogar hinter sich gelassen. Die Elternpräsenz in der Auseinandersetzung mit ihrem Kind zog sie immer mehr in eine andere Verfassung, in eine andere Stimmung. Wenn sie diese zunehmend in den Alltag integrierten, gerieten die psychischen Probleme immer weiter in den Hintergrund. Daher änderte sich beides: Wenn die Eltern ihren Zustand veränderten, änderte sich ihr Auftreten, die Probleme, die sie als Individuen hatten, traten in den Hintergrund – zum Teil verschwanden sie sogar. Das gleiche Phänomen konnten wir bei den Kindern beobachten.

So veränderte sich das gesamte Rahmengeschehen. Am Anfang versuchten wir, relativ hoch gerüstet und fachlich, diagnostisch immer differenzierter das Problem beim Kind zu erforschen und die Behandlung des Problems durch uns durchzuführen. Die Hoffnung war, dass die Kinder dadurch irgendwann als „geheilt“ entlassen werden könnten. Die Rechnung ging jedoch nur bei sehr wenigen Kindern auf. Selbst wenn der Alltag mit seinen Kernpunkten Aufstehen, Schularbeiten erledigen, Zimmer aufräumen, schlafen gehen in der Einrichtung funktionierte, weil wir – wie wir gern behaupteten – es besser können als die Eltern, bedeutete es nicht, dass es nach der Rückführung in die Familie ebenso klappte. Jetzt machen wir im Prinzip das Gegenteil. Wir holen uns den misslingenden Alltag zwischen Kindern und Eltern in unsere Einrichtung. Die Eltern versuchen nun, den Alltag im Gruppengeschehen zunehmend selbst in die Hand zu nehmen. Wir selbst nehmen die Rolle eines Coachs ein. Mit der veränderten Alltagssituation ging auch die Störung zurück. Vorher stand die therapeutische Behandlung der Störung des Kindes im Vordergrund sowie die therapeutische Arbeit mit den Eltern. Der Alltag hinterher klappte jedoch nicht. Nach der neuen Vorgehensweise funktioniert der Alltag und die Störungen gehen zurück oder verschwinden sogar. Umgekehrt scheint die Rechnung demnach wesentlich besser aufzugehen.

Daraus entwickelten wir eine vertiefte Konzeption. Wir deklarierten immer mehr die Grenzen, luden Eltern ein, selbst wieder aktiv zu werden, und durchlebten die kritischen Situationen mit ihnen so lange, bis sie diese mit Erfolg bewältigen konnten und sich eine Veränderung einstellte.

Wir arbeiten in drei verschiedenen Grundmodellen, die oftmals in der Jugendhilfe verwendet werden:

- das individualpsychologische Modell, der die Idee zugrunde liegt, dass eine Störung vor allem in der Person liegt, im Kind oder in den Eltern, die man diagnosti-

ziert und behandelt, ähnlich wie der Arzt eine Krankheit einer Person diagnostiziert und dann behandelt,

- das familientherapeutische oder -dynamische Modell, das davon ausgeht, dass die Familie bestimmte Probleme produziert, indem sie ein bestimmtes Beziehungsspektrum innerhalb der Familie entwickelt, beispielsweise eine Gewaltfamilie oder eine Familie, in der die Eltern ihre Elternfunktion nicht richtig ausüben,
- die systemische Perspektive: Dahinter steht die Idee, dass die Art, wie die professionellen Hilfesysteme und die Familie miteinander korrespondieren, zu bestimmten Problemen führen kann oder dazu, dass auftretende Probleme beim Kind oder in der Familie bestehen bleiben. Wenn zum Beispiel die Probleme von der Familie weggenommen werden, kann es passieren, dass die Familie verlernt, Probleme selbst zu lösen.

Letztere entsprach auch zunehmend unserer Erkenntnis und unseren Erfahrungen, dass eine Problemdelegation in den professionellen Bereich dazu führen kann, dass nur noch Profis am Problem arbeiten und die Familie immer weniger daran arbeitet. Diese dritte Perspektive möchte ich Ihnen zur näheren Betrachtung anbieten, indem ich Ihnen nun eine Videoaufzeichnung mit einer Mutter zeige, die einen langen Prozess durchlaufen hat und von ihren Erfahrungen und den Ergebnissen für sie und ihren Sohn berichtet.

Die Mutter erzählt hier die Geschichte ihres Sohnes Robert über einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren. Zu Beginn erläutert sie die Interaktion zwischen der Familie und Kindergarten, Schule und Hort. Wie könnte diese Interaktion zwischen Familie und Regelsystemen eventuell dazu geführt haben, dass der Junge sich negativer entwickelte. Die Systeme intervenierten aufgrund von Problemen, aber nach einer gewissen Phase der Intervention waren die Probleme ausgeprägter. Klassischerweise würde man annehmen, dass das dem Störungsbild von Robert oder den Erziehungsdefiziten innerhalb der Familie entspricht. Ich möchte mit Ihnen danach schauen, wie die Interaktion zwischen Profis und Familie zur negativen Entwicklung beigetragen haben könnte...

Zwischen professionellen und Familiensystemen stellt sich eine bestimmte Interaktionsform ein, die wir „Kampfmuster“ nennen. Dies ist auch hier im Videobeispiel der Fall. Es wurde ein Problem angesprochen und versucht, etwas auf den Weg zu bringen, damit es besser wird. Es wurde aber nicht besser. Was könnte hier die Dynamik sein? Wenn die Mutter einen missbilligenden Tonfall an den Tag legt, wenn Probleme angesprochen werden, und sie das Problem nicht so sieht wie die Fachkräfte, hat die Mutter das Gefühl, ihr Sohn würde angegriffen, und so stellt sie sich hinter ihren Sohn und gegen die Betreuer. Der Junge merkt das eventuell, hat ohnehin die Betreuer als nicht sehr einladend empfunden und bekommt von seiner Mutter nun noch einmal die Bestätigung dafür, dass die Betreuer ungerecht wären und nicht gut mit ihm umgingen. Die Befürchtung liegt nahe, dass dieser Umstand „Öl ins Feuer gießt“. Der Junge könnte mit Rückenstärkung der Mutter die Versuche der Betreuer im Kindergarten, im Hort und in der Schule, einen Zugang zu ihm zu finden, noch weniger als positiv für sich ansehen. Bei fortgesetzten Schwierigkeiten folgen die nächsten Anrufe, die nächsten Beschwerden und Termine. Das Ganze könnte sich zu einem Teufelskreis entwickelt haben, so dass jeder Versuch zur Lösung zu einer Verstärkung des Problems führte. Der entscheidende Faktor wäre die „Nein-Haltung“ der Mutter. Wenn die Mutter die Problemdefinition mit einer Verteidigung ihres

Kindes gegen die Regelsetzer, gegen die Anforderer beantwortet, würde der Junge immer dann, wenn eine neue Runde der Problemdefinition eröffnet wird, von der Mutter noch mehr die Bestätigung bekommen, dass die anderen unrecht haben und er im Recht ist. Das heißt, hier wäre ein Kontext entstanden, in dem jeder Versuch der Problemlösung das Problem verstärkt. Es ist sehr schwierig, aus diesem Teufelskreis herauszukommen.

In dieser Situation kommt die Idee ins Spiel, dass Robert nach der individualpsychologischen Sichtweise ein schwieriges Kind wäre. Es werden Hilfesysteme einbezogen, die auf sogenannte verhaltensauffällige oder schwierige Kinder spezialisiert sind. Das wäre die nächste Phase der Interaktion zwischen Familie und Professionellen, die leider möglicherweise zu einer weiteren Eskalation führte.

Anfänglich gab es bestimmte Probleme in der Familie. Es begann eigentlich damit, dass sich Robert abseits setzte und Fachleute versuchten, zu intervenieren und etwas Positives auf den Weg zu bringen. Das Ganze zog sich durch Kindergarten, Schule und Hort. Irgendwann kamen die Spezialsysteme hinzu, die Abhilfe schaffen sollten. Am Ende dieser Phase wusste niemand mehr, was man tun sollte. Robert schien fast unbehandelbar zu sein. Er ist durch drei Berliner Psychiatrien gegangen und es wurde eigentlich immer schlimmer. So wurde bei uns angefragt, ob wir nicht ein Angebot hätten. Wenn wir die Interaktionsmuster zwischen den Professionellen und der Familie betrachten, stellt sich die Frage, was hier weiter passiert sein könnte, dass sich eine schon ungünstige Dynamik noch weiter negativ entwickelte.

Das „Abgabemuster“ könnte eventuell einen Hintergrund dafür bilden. Das Problem gerät immer mehr in den Zuständigkeitsbereich der Fachleute. Immer mehr derjenigen, die zwar gut ausgebildet sind, aber nicht den Beziehungshintergrund des Herkunftssystems haben, versuchen, das Problem zu lösen. Die Mutter sagte, es hätte immer mehr Diagnosen und Spezialbehandlungen gegeben und parallel dazu wäre es mit dem Jungen immer problematischer geworden. Die Mutter geht immer mehr aus der Erziehungsverantwortung heraus und glaubt mittlerweile selbst, dass ihr Junge so schwierig ist, dass ein Familienleben mit ihm kaum noch möglich ist – gerade nach dem Aufenthalt in der Psychiatrie, wo sehr resolute und tatkräftige Pfleger das Geschehen bestimmt hatten, während sich die Mutter, die als depressiv galt und oft weinte, von dem zunehmend aggressiven Verhalten des Jungen überfordert fühlte.

Eine dritte Phase brachte eine überraschende Wendung – und das mit einem relativ geringen Ausmaß an professioneller Hilfe. Man könnte sagen, dass sich mehr und mehr die direkte Arbeit der Fachkräfte mit Robert reduzierte und die Mutter diese selbst übernommen hat. Die Hauptarbeit der Fachleute lag darin, das Herkunftssystem darin zu bestärken, selbst die Probleme zu lösen. Das war nicht einfach. Die Mutter hatte den Glauben daran verloren, wirkungsvoll zu sein, der Junge war einige Male sehr aggressiv gegen sie aufgetreten, so dass sie Angst hatte. Ihren Zustand zu verändern, wenn sie Robert gegenübertritt, hat sie alles gekostet. Auf der anderen Seite traf die Mutter in einer Elterngruppe andere Eltern, die ähnliche Verläufe durchlebt hatten und die Mutter unterstützten. Das ist eine Erfahrung, die man so ähnlich in den Family-Group-Conferences macht. Wenn die Profis tätig werden, sind viele Risiken damit verbunden. Allein schon die Muster, die sich zwischen den professionellen Systemen und den Familien entwickeln, können durchaus auch Nährboden für ein Fortbestehen oder sogar für eine Eskalation der Prob-

leme bilden. Wenn die Herkunftsfamilien selber wieder die Probleme lösen, ist dieses Problem für sie überaus nützlich. Nachdem sie wieder mit ihrem Sohn zusammengefunden hatte, war die Einschätzung, dass die Mutter eine Depression hat, eigentlich vom Tisch. Zum Teil waren es die vielen verheerenden Situationen, die sie mit ihrem Sohn erlebt hatte, die sie so vollkommen fertig und depressiv wirken ließen. Als sie wieder die Herausforderung annahm und sich die ersten Erfolge zeigten, gingen die depressiven Stimmungen stark zurück. Gleichzeitig ging die Problematik bei Robert in einem Ausmaß zurück, wie wir das als Fachleute in der Einrichtung so nicht erleben können.

Daher verbinden sich die beiden Grundideen auf eine sehr beeindruckende Art und Weise. Die Herkunftssysteme profitieren davon, wenn sie Probleme wieder selber lösen. Sie brauchen aber auch eine gewisse Unterstützung. So ganz von allein hätte die Mutter es nicht geschafft. Hier waren andere Eltern, die vorher auch in einer Klientenrolle waren, überaus hilfreich. Eltern können Netzwerke, Versammlungen u. ä. bilden, die einen Kraft gebenden, unterstützenden und vor allem auch Hoffnung gebenden Hintergrund darstellen. Die anderen Eltern konnten die Mutter vor allen Dingen durch die offenkundige Tatsache ermutigen, dass sie es geschafft haben. Die meisten Eltern in so einer Situation glauben nicht daran, dass so etwas überhaupt funktioniert. Wenn aber andere schildern, dass es bei ihnen ebenso war und sie es trotzdem geschafft haben, gibt das sehr viel Hoffnung, Mut und Kraft. Das können die Fachleute in dieser Weise einfach nicht glaubhaft machen und erreichen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Bürgergesellschaft: Neues Verhältnis von Bürger/innen und Staat und dessen Auswirkungen auf die sozialen Institutionen und „unser Tun“

PROF. EM. DR. HEINER KEUPP
München

Eingangsthese 1: Die sozialstaatlichen Systeme der Neuzeit gehen alle auf zivilgesellschaftliche Initiativen zurück, in denen weltanschaulich unterschiedlich motivierte soziale Bewegungen einen Beitrag zu einer menschenwürdigen Gesellschaft leisten wollten. Angesichts der zunehmenden Professionalisierung dieser Bewegungen in Form der Sozialen Arbeit darf diese zivilgesellschaftliche Wurzel nicht nur nicht vergessen werden, sondern aus ihr entstehen unverändert wichtige wohlfahrtsstaatliche Impulse. Deshalb sollte die Qualität sozialer Arbeit immer auch an dem Anspruch gemessen werden, bürgergesellschaftliche Ressourcen zu fördern und als Anregungspotenzial für die eigenen Projekte zu nutzen.

Eingangsthese 2: Eine zivilgesellschaftliche Perspektive Sozialer Arbeit ist am ehesten im Empowermentansatz enthalten. Er betont die Stärkung der individuellen und sozialen Widerstandsressourcen der Bürgerinnen und Bürger im Sinne der Ottawa-Charta. Diese formuliert eine Empowermentperspektive der Gesundheitsförderung, die aber durchaus auch als normativer Bezugspunkt für die Soziale Arbeit verstanden werden kann:

„Gesundheit [hier in einem sehr umfassenden Sinne gemeint] wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgern Gesundheit ermöglichen.“

Es geht um Selbstsorge, nicht um klassische Fürsorge durch andere, die die Verantwortung für Klienten übernehmen. Es geht darum, für sich selbst Entscheidungen treffen zu können, aber dafür auch die entsprechenden gesellschaftlichen Bedingungen zu finden. In Empowermentprozessen sollen Stärken von Menschen entdeckt und entwickelt werden; es sollen Möglichkeiten gefördert werden, Kontrolle über das eigene Leben zu gewinnen.

1. Grundlagen von Empowerment

Der Empowermentansatz bewegt sich weg von einer Defizit- oder Krankheits- zu einer Ressourcen-/Kompetenzperspektive. Wir würden dann ein Kind so beurteilen, als ob man für dieses Kind eine Bewerbung schreiben müsste, wir würden alle positiven Eigenschaften und alle Fähigkeiten hineinschreiben. Auf diese Weise wird aber insgesamt noch viel zu wenig vorgegangen. Diagnostik führt in aller Regel immer noch eher zu einem Defizitprofil.

Statt um Expert/innenlösungen geht es um Selbstorganisation. Angestrebt werden die Überwindung von „Demoralisierung“ und die Ermöglichung von Selbstwirksamkeit sowie die Ressourcenvermehrung durch gemeinschaftliches Handeln (Netzwerkförderung). Netzwerke bringen Menschen mit ähnlichen Fragen zusammen, um im Austausch neue Kompetenzprofile zu entwickeln.

Empowerment kann auf der individuellen Ebene (Überwindung von Resignation und Demoralisierung), der Gruppenebene (z.B. Selbsthilfeinitiativen) sowie auf der strukturellen Ebene (politische Veränderungen) wirken. Das heißt, Menschen können auf den ersten beiden Ebenen motiviert werden, sich zu engagieren und an ihrer und an der Entwicklung und Förderung anderer zu arbeiten, es bedarf aber auch nachhaltiger struktureller Veränderungen und die gelingt nur durch die Wirksamkeit im politischen Raum. Es gibt wunderbare Projekte, die aber daran leiden, dass sie nur für ein paar Monate oder höchstens zwei bis drei Jahre bestehen und ohne weitere Förderung von der politischen Ebene einfach auslaufen. Dies lässt sich als „Projektitis“ bezeichnen und verhindert, dass sinnvolle neue Wege auch abgesichert werden.

Ich selbst habe einen Empowerment-Lernprozess hinter mir. Anfangs war ich fest davon überzeugt, dass ich als Profi, als Psychologe, alle Fähigkeiten in Therapie und Diagnostik erworben hätte, um eine gute Arbeit zu leisten. Es waren viele Lernschritte nötig, um solche Punkte benennen zu können, um die es beim **Empowerment-Lernprozess** geht:

- Von der Defizit- oder Krankheitsperspektive zur Ressourcen- oder Kompetenzperspektive.
- Nicht professionelle Lösungen, sondern nur gelingende Selbstsorge kann handlungswirksam für ein Subjekt sein.
- Die Überwindung von Demoralisierung ist die Voraussetzung für Selbstsorge.
- Soziale Unterstützung in Selbsthilfe-Netzen ist eine zentrale Bedingung gelingender Selbstorganisation.
- Das Verhältnis von Professionellen und Betroffenen ist vielfach widersprüchlich. Genau in dem Austragen dieser Widersprüche stecken Entwicklungspotenziale.
- Unsere Klientel sind nicht nur „Kinder in Not“, sondern auch „Bürger mit Rechten“ und gleichzeitig gilt: „Rechte ohne Ressourcen zu besitzen, ist ein grausamer Scherz“ (Julian Rappaport¹).

Die Selbstsorge von Menschen ist oft das Entscheidende, worauf es ankommt. Jürgen Habermas hat es in Bezug auf die Psychoanalyse so ausgedrückt: „Es kommt auf die vernünftige Selbstapplikation“ an. Wir können nicht für andere Menschen Lösungen finden und sie dann vielleicht trainieren, sondern sie müssen selber die Lösungen als ihre Lösungen begreifen. Nur dann sind sie wirklich handlungswirksam.

Wenn wir Empowerment wirklich ernst meinen, kann es oft zu einem klaren Widerspruch zwischen unseren professionellen Ideen und den Wünschen der Betroffenen

¹ Julian Rappaport (1985). Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis

kommen. Aus meiner Arbeit in der Sozialpsychiatrie kenne ich so viele aufrechte Kämpfer in der Betroffenenszene, die ihr Leben so leben, dass die Professionellen immer wieder verzweifeln, weil Menschen für sich Optionen wählen, von denen wir denken, dass sie für sie nicht gut wären und sie mit unseren Vorstellungen einen viel besseren Weg wählen würden. Mit diesem Widerspruch müssen wir einfach leben und manchmal auch akzeptieren, dass unsere „Partner auf Augenhöhe“ vielleicht den besseren Weg für sich gefunden haben.

Julian Rappaport ist der wichtigste amerikanische Denker, wenn es um Empowerment geht. Seiner Ansicht nach müssen wir lernen, den Blick zu öffnen, nicht nur Kinder in Not zu sehen – oft sind es Kinder oder generell Menschen in Not, mit denen wir es zu tun haben –, sondern auch als Bürgerinnen und Bürger mit Rechten. Den Satz „Rechte ohne Ressourcen zu besitzen, ist ein grausamer Scherz.“ formulierte er in der Zeit, in der Ronald Reagan als Gouverneur von Kalifornien damit drohte, die staatlichen Einrichtungen der Psychiatrie aufgrund der Kritik, die dort laut wurde, zu schließen, weil damit der Staat Kalifornien eine Menge Geld sparen könnte. Diese Drohung wurde wahr gemacht und auf der Straße saßen nun Menschen, die kein Zuhause und keine Unterstützung mehr hatten. Es ist demnach auch immer zu fragen, wie Ressourcen gefördert werden können, die die Menschen in die Lage versetzen, ihre Rechte und ihre Wünsche zu realisieren.

2. Wohlfahrtsproduktion: Professionelle Hilfe für „Kinder in Not“

In der Frühphase der Industrialisierung waren Ausbeutung und Verelendung der Menschen und ein vollständiges Fehlen sozialer Sicherungssysteme bestimmend. Soziale Arbeit war ein Versuch, die größte Not von Menschen aufzufangen. Hier haben alle Wohlfahrtsverbände ihren Ursprung. In einer Mischung von Selbst- und Fremdhilfe sind hier Auffangnetze entstanden, die dann im Gefolge der Etablierung von gesetzlich verankerten sozialen Sicherungssystemen und angeleitet durch das Subsidiaritätsprinzip ein stabiles Netz sozialer Hilfen für Menschen in den unterschiedlichsten Lebenslagen entwickelt haben.

Über eineinhalb Jahrhunderte hinweg haben sich institutionelle Muster der Wohlfahrtsproduktion herausgebildet. Wie alle Institutionen entwickeln sie ihre eigene Bestands- oder Beharrungslogik, ihre eigenen Mythen und Selbstverständlichkeiten. Diese institutionellen Gestalten und Selbstverständlichkeiten stehen heute auf dem Prüfstand und das ist insofern nicht erstaunlich, weil das ganze Arsenal der Moderne heute auf dem Prüfstand steht. Wir müssen uns fragen, ob sie noch das hervorbringen, worauf es ankommt, und ob in diesen Mustern die Möglichkeiten von Empowerment genügend gesichert sind.

2.1 Grundlagen der Wohlfahrtsproduktion

1. Der moderne Wohlfahrtsstaat hat seine Wurzeln in dem Engagement von Kirchen, Arbeiterbewegung und humanistischen Gruppen, die auf die Verelendung und Ausbeutung der Menschen im entstehenden Kapitalismus und auf das vollständige Fehlen sozialer Sicherungssysteme reagierten. Soziale Arbeit war ein Versuch, die größte Not von Menschen aufzufangen.

2. Eine zunehmende Professionalisierung sozialer Dienste hat zu einem hochdifferenzierten Dienstleistungssystem geführt, das zunehmend an die Stelle eines wertgebundenen Laienhandelns getreten ist. Ich leitete einmal für den Münchener Caritasverband eine Arbeitsgruppe, in der wir uns fragten, wo die zentralen Potenziale des Caritasverbandes liegen. Die Leitung verwies fast ausschließlich auf die teuren Dienstleistungen, je weiter man jedoch in die Kirchengemeinden hineinging, umso stärker wurde deutlich, dass dort auch ein wichtiger Kern vorhanden ist, der darin besteht, dass sich Menschen aus einer bestimmten Weltanschauung heraus engagieren. Das ist das wertgebundene Laienhandeln. Der Caritatsverband hatte völlig aus den Augen verloren, dass das eigentlich seine Grundlage ist.

3. Wohlfahrtsverbände sind zunächst zu parastaatlichen Organisationen geworden, die sich allerdings zunehmend als Marktanbieter verstehen und mit dieser Marktorientierung auch einem Prozess der „Verbetriebswirtschaftlichung“ unterworfen sind.

4. Die Milieus, aus denen sich soziales Engagement ergeben hat und von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde, haben sich verändert und fallen teilweise als Rekrutierungsfelder für ehrenamtliches Handeln aus. Das freiwillige Engagement ist kein durch ungeschriebene Erbgesetze garantierter Prozess, sondern muss immer wieder durch Motivationsanstöße belebt werden.

5. Die Marktorientierung und die teilweise Entfremdung vom eigenen Ursprungsmilieu haben bei den Wohlfahrtsverbänden zu einem widersprüchlichen Verhältnis zu zivilgesellschaftlichen Entwicklungen geführt (z.B. sind Selbsthilfeorganisationen, Nachbarschaftshilfen oder Mütterzentren gegenüber den hochprofessionalisierten Diensten weniger anerkannt worden). Als Mitbegründer des Selbsthilfezentrums von München erlebte ich es, dass die Wohlfahrtsverbände die Selbsthilfe total ablehnten, weil sie es als Bedrohung empfanden. Irgendwann merkten sie, dass sie das nicht verhindern können, und bemühten sich darum, die Gelder zur Förderung der Selbsthilfe in die eigene Verwaltung zu bekommen. Auch in Nachbarschafts- oder Mütterhilfen ist ein Spannungsverhältnis zu den hochprofessionalisierten Diensten festzustellen. Diese Spannungen sind noch längst nicht überall endgültig ausgetragen worden.

6. Die Wohlfahrtsentwicklung, die über eine lange Zeit – bis in die frühen 1980er-Jahre – für jede neue Problematik und jede neue Idee auch ausreichend Geldgeber fand, ist deutlich abgebremst und teilweise verläuft sie im „Rückwärtsgang“, der einerseits die Entwicklung der Ökonomisierung verstärkt hat, andererseits besinnt man sich wieder auf die eigenen Wurzeln und entdeckt erneut das Ehrenamt. Das macht sich u.a. im Heim- und Pflegebereich deutlich. Im Pflegebereich versucht man immer stärker, ehrenamtliche Helfer auch für Pflegedienste zu missbrauchen. Es ist nicht die Aufgabe von ehrenamtlichen Helfern, auf einer Station die professionelle Pflege zu ersetzen! Sie haben ganz andere Aufgaben, nämlich Kommunikation und Kontakte der alten Menschen zur Welt draußen aufzubauen und zu pflegen.

7. Das klassische Ehrenamt lässt sich nicht reanimieren, sondern erweist sich in der Gestalt des bürgerschaftlichen Engagements als ein zivilgesellschaftliches Potenzial, das die Wohlfahrtsverbände herausfordert und von ihnen nur durch eine tief greifende innere Reform gebunden werden kann.

8. Das zivilgesellschaftliche Potenzial lebt von der Idee des „Citoyen“, der sich in die Gesellschaft einmischen will und von einem wertegeleiteten Handeln bestimmt ist. Er will sich vom „Bourgeois“ unterscheiden, der sich heute vor allem im neoliberalen Gewande präsentiert, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist und ein damit verbundenes Menschenbild (als „Ichling“) vertritt. Diese Unterscheidung ist im deutschen Sprachgebrauch nicht vorhanden. Wir sprechen von „Bürgern“, von „Bürgergesellschaft“ oder „bürgerschaftlichem Engagement“. Allerdings hat meine Generation alles abgelehnt, was „bürgerlich“ war. „Bürger, runter vom Balkon, unterstützt den Vietkong!“ oder „Bürger, lasst das Glotzen sein, kommt herunter, reiht euch ein!“ – das waren die Sprüche, mit denen wir um 1968 durch die Straßen zogen. Das „Kleinbürgerliche“, das wir damals unkompliziert mit dem „Bürgerlichen“ identifizierten, wollte man nicht. Erst später merkte ich durch das Studium von französischen Quellen, dass das „Bürgerliche“ nicht im „kleinkarierten“ ökonomischen Denken besteht, sondern dass die Franzosen durch die Unterscheidung von „Citoyen“ und „Bourgeois“ eine wichtige Abgrenzung vornehmen.

9. Eine zivilgesellschaftliche Perspektive wohlfahrtsstaatlichen Handelns braucht ein Menschenbild, das nicht von der ökonomischen Verwertbarkeit des Menschen ausgeht, sondern von seiner bedingungslosen Würde und dem Respekt, den jedes menschliche Wesen daraus erwarten kann.

3. Bürgergesellschaft: Ein zivilgesellschaftliches Paradigma des Sozialstaates

„Bürgergesellschaft“ ist kein klarer und eindeutiger Begriff. Er wird in unterschiedlichen politischen Szenen genutzt. Alois Glück, der langjährige Vorsitzende der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag und jetzige Präsident des Zentralrats der deutschen Katholiken, hat sehr intensiv für die Bürgergesellschaft geworben. Für ihn kamen die Begründungen dafür aus seinem wertkonservativen, christlichen Weltbild. Aber viele andere Varianten der Zivilgesellschaft/Bürgergesellschaft haben ganz andere Ursachen.

Tilman Evers hat sich intensiv mit diesem Thema befasst und formulierte Folgendes: Bürgergesellschaft „klingt wie ein Versprechen: Engagement statt Apathie, Gemeinwohl statt Eigennutz, Solidarität statt Macht. Überhaupt ein Zugang zur Politik, der sich eher an Werten als an Interessen, an Menschen statt an Strukturen orientiert. In diesem Sinne ist ‚Bürgergesellschaft‘ ein Sympathiebegriff geworden.“²

Charles Taylor, ein kanadischer Philosoph, stellt drei **zentrale Werte** ins Zentrum **der Zivilgesellschaft**:

- **Solidarität** als unteilbarer und insofern einheitsstiftender Wert für alle Bürgerinnen und Gruppen,
- **Partizipation**: in selbstorganisierten Bewegungen entstehen ein „Sinn für zivile Macht“ und „lebendige Identifikationsgemeinschaften“, zum Beispiel Elterninitiativen, Nachbarschaftshilfen usw.,

² Quelle: Tilman Evers (1999). Frankfurter Rundschau

- **Sinn für gegenseitigen Respekt:** Demokratie bedeutet die aktive Verteidigung dieses Rechts auf Respekt für alle in Form sozialer Rechte.³

3.1 Was ist eine Zivilgesellschaft?

1. Zivilgesellschaft als die Suche nach der idealen Polis, einem idealen Gemeinwesen.

Bei Aristoteles bildete die Idee der Zivilgesellschaft das Herzstück eines „aristokratischen Republikanismus“, der auf tugendhafte, männliche und freie Bürger setzt, die über genügend Eigentum verfügen, um sich um die politischen, also öffentlichen Belange zu kümmern. Diese Idee galt nicht für alle Menschen in der Gesellschaft, sondern für eine männliche Elite.

2. Zivilgesellschaft als Emanzipationsprojekt des aufgeklärten Bürgertums.

Die entstehende kapitalistische Gesellschaft rüttelte an den Fesseln einer aristokratischen Herrschaftsform und hat die Emanzipation des Bürgers gebracht. Er befreit sich von einer Ordnung, die nicht mehr vernünftig begründbar war und Vernunft wurde zur Schlüsselkategorie der Aufklärung. Es ist die Geburt des „Citoyen“. Es geht darum, dass die Bürger als die Mehrheit der Gesellschaft mitbestimmen wollen und sich von einer Obrigkeit befreien, die kein Recht hat, über sie zu bestimmen.

3. Zivilgesellschaft als entfaltete kapitalistische Gesellschaft.

Neben dem „Citoyen“ wurde auch der „Bourgeois“ geboren, der für den Bedeutungshof „bürgerliche Gesellschaft“ steht, der sich für die marxistisch inspirierte Gesellschaftskritik zunehmend als das erwies, was es zu überwinden galt, eine Gesellschaft, die den Menschen Entfremdung aufzwingt und eine destruktive Dynamik entfaltet. Zivilgesellschaft in diesem Sinne galt als zu überwindende oder zu bezähmende gesellschaftliche Zerstörungskraft. Im wirtschaftsliberalen Projekt ist Zivilgesellschaft ein Gesellschaftsmodell, in dem jeder das Recht hat, seinen Vorteil zu suchen, in der Hoffnung, dass der Markt eine Synthese unterschiedlicher Einzelinteressen herstellen könnte und darüber das Gemeinwohl ganz ohne dirigistische staatliche Interventionen von selbst entstehen würde. Davon sind wir – im Unterschied zu der mächtigen konservativen Lobby in den USA – wohl alle nicht mehr so fest überzeugt. Wir sehen auch immer stärker Zerstörungskräfte, die durch ein solches neoliberales Menschenbild entstanden sind.

4. Zivilgesellschaft als die dritte Kraft neben Staat und Markt.

In der entfalteten kapitalistischen und staatlich regulierten Gesellschaft gibt es die Sphäre von Bürgerinnen und Bürgern selbst gestalteter sozialer Figurationen, die über den engen privaten Bereich hinaus reichen und vor allem auf den Prinzipien der Freiwilligkeit und Selbstorganisation beruhen. Sie erfahren eine mehrdimensionale Funktionsbeschreibung: Sie werden als „Seele der Demokratie“ oder als Ressource der Wohlfahrtsproduktion betrachtet.

Der amerikanische Zukunftsforscher Jeremy Rifkin hat das Bild verwendet, dass eine Gesellschaft auf drei Säulen steht bzw. ein Hocker mit drei Beinen ist. Das eine Bein ist die staatliche Organisation, das zweite die Wirtschaft/der Markt, das dritte Bein ist die Zivilgesellschaft. Letztere bezeichnet die verschiedenen Projekte, Organisationen, Strukturen,

³ nach Charles Taylor: Wie viel Gemeinschaft braucht die Demokratie? (1993)

in denen sich Menschen einbeziehen und diese Gesellschaft mit prägen und zukunftsbezogen weiterdenken.

5. Zivilgesellschaft als „Wurzelwerk“ von sozialer Verortung.

Je stärker die gesellschaftlichen Veränderungsdynamiken der Globalisierung und Digitalisierung traditionelle Lebensformen auflösen, desto mehr wird über das soziale „Unterfutter“ nachgedacht, das Integration, Gemeinschaft, Zugehörigkeit und Beheimatung ermöglicht. Die Zivilgesellschaft wird als „Produktionsort“ posttraditionaler Ligaturen betrachtet, der „soziales Kapital“ erzeugt. An dieser Frage setzt der Kommunitarismus an. Die Menschen sind durch die Anforderungen an ihre Mobilität gezwungen, sich immer wieder neu zu verorten und einzubinden; das geschieht auch durch Beteiligung.

Als wir in den 1970er-Jahren mit unseren beiden kleinen Kindern in einen sich expansiv erweiternden Ort vor den Toren Münchens zogen, war es uns sehr wichtig, die Nachbarschaftshilfe mit zu gründen und aufzubauen. Es war die einzige Chance, Menschen mit ähnlichen Interessen kennenzulernen und für die eigenen und die anderen Kinder ein Betreuungssystem aufzubauen, um so aus der Isolation der Kleinfamilie herauszukommen.

6. Zivilgesellschaft als normatives Regulativ.

Die freie Assoziation von Bürgerinnen und Bürgern jenseits der Marktgesetze und staatlichen Verhaltenskontrollen bedarf der Einhaltung der Menschen- und Bürgerrechte und ebenso des Schutzes der Meinungs-, Presse- und Vereinigungsfreiheit. Hinzu kommt die Betonung ziviler Umgangsformen wie Zivilcourage, Toleranz, Gewaltfreiheit und eine Idee von Gemeinsinn.

In der DDR beispielsweise gab es wenige Formen der Zivilgesellschaft, die erkennbar die Lebensformen der Menschen gestalten konnten. Sie existierten allerdings in privaten Versorgungsnetzwerken und in Initiativen, die subkulturell blieben. Es gab durchaus Selbsthilfeorganisationen, die vom Staat jedoch nicht erwünscht waren.

7. Zivilgesellschaft als utopisches Projekt.

Nicht zuletzt die sozialen Bewegungen haben sich als Motor einer umfassenden Demokratisierung und als Experimentierbaustellen für zukunftsfähige gesellschaftliche Lösungen betrachtet, die weder dem Staat noch dem Markt zugetraut wurden. Die demokratische Selbstregierung soll durch immer mehr Bürgerbeteiligung und -verantwortung gestärkt und darüber die realen Machtüberhänge von Kapital und Staat gebändigt werden.

8. Zivilgesellschaft als instrumentalisierbare Ressource.

In dem Maße, wie sich die Handlungsmächtigkeit zivilgesellschaftlicher Strukturen erwies, wurden sie auch den unterschiedlichsten Zwecksetzungen zugeordnet. Vor allem sozialstaatliche Systeme werden in einer Koalition von Wirtschaft und Politik unter Verweis auf die Imperative des globalen Netzwerkkapitalismus demontiert und zunehmend auf die Ebene zivilgesellschaftlicher Ressourcen verschoben.

Auch in der Enquete-Kommission des Bundestages gab es dazu einen sehr mahnenden Absatz, in dem darauf hingewiesen wird, dass der Staat das Bürgerengagement nicht dort einholen und einsetzen darf, wo er sich selbst aus der Verantwortung herausnehmen möchte. Das ist gegenwärtig ein großes Problem – es sei noch einmal auf das Beispiel der Pflege verwiesen. Bürger sind allerdings auch nicht dazu bereit, sich als Notlösung, quasi

als Notstromaggregat eines magersüchtigen Staates missbrauchen zu lassen. Aber die Versuchung und die Gefahr stehen immer im Raum.

9. Zivilgesellschaft als Rahmenbedingung für selbstbestimmte Lebensformen.

Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen.

Zivilgesellschaft in diesem letzten Sinne kann mit Subjekten gelingen, die sich als handlungsfähig betrachten und die dazu befähigt wurden. Das wirft die Frage auf, wie Heranwachsende in ihrer Handlungsbefähigung gefördert werden können und welchen Beitrag die Kinder- und Jugendhilfe leisten sollte.

4. Konsequenzen für die Kinder- und Jugendhilfe: Handlungsbefähigung durch Empowerment

Im Kinder- und Jugendbericht rückten wir den Begriff der Handlungsbefähigung ins Zentrum unserer Überlegungen. Das erklärt sich vor allem aus den zentralen empirischen Befunden, dass die Gesundheits- und Bildungschancen für Heranwachsende sozialstrukturell höchst unterschiedlich verteilt sind.

Es ist unsere Aufgabe als Professionelle, Menschen zur Handlungsbefähigung zu ermutigen, wenn es ihre Familien nicht ausreichend schaffen. Wir verbanden mit diesem Begriff auch eine Gerechtigkeitsidee, indem wir darauf hinwiesen, dass gerade dort, wo diese Fähigkeiten nicht ausreichend entwickelt werden konnten, die Hauptaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe liegt. Das nannten wir die Befähigungsgerechtigkeit. Wenn Gesundheit als Fähigkeit zur Selbstsorge verstanden wird, dann stellt sich die Frage, wie alle Kinder und Jugendlichen die Chance bekommen können, diese Fähigkeit zu erwerben. Für die Jugendhilfe bedeutet dies, durch ihre Settings und Angebote einen Beitrag zur Befähigungsgerechtigkeit zu leisten.

Was wissen wir über die Möglichkeiten, Menschen zu fördern? Welche **Verwirklichungschancen** brauchen sie, um gut im Leben zurechtzukommen (**Abbildung 1**)?

Wir wissen eigentlich eine Menge darüber, in manchen Ausbildungsgängen wird jedoch zunächst der große Bereich der Defizite von Menschen vermittelt. Psychodiagnostik, wie ich sie gelernt habe, hatte immer den Blick darauf herauszufinden, an welcher Stelle Menschen unter einer bestimmten Norm bleiben, um daraus entsprechende Hilfen zu konstruieren. Wir verfügen über wichtige Konstrukte und Fähigkeiten, die uns als Professionelle in die Lage versetzen, genauer hinzuschauen, zum Beispiel die **Salutogenese** oder die **Resilienzforschung**. Aus der **Entwicklungspsychologie** kommen gute Anregungen für das, was Kinder und Jugendliche brauchen, um gut ins Leben hinein zu kommen. Wir müssen **Selbstwirksamkeit** und **Identitätsarbeit** fördern. All dies zusammen ergibt **Handlungsbefähigung** und kann gut mit dem Empowermentgedanken verknüpft werden.

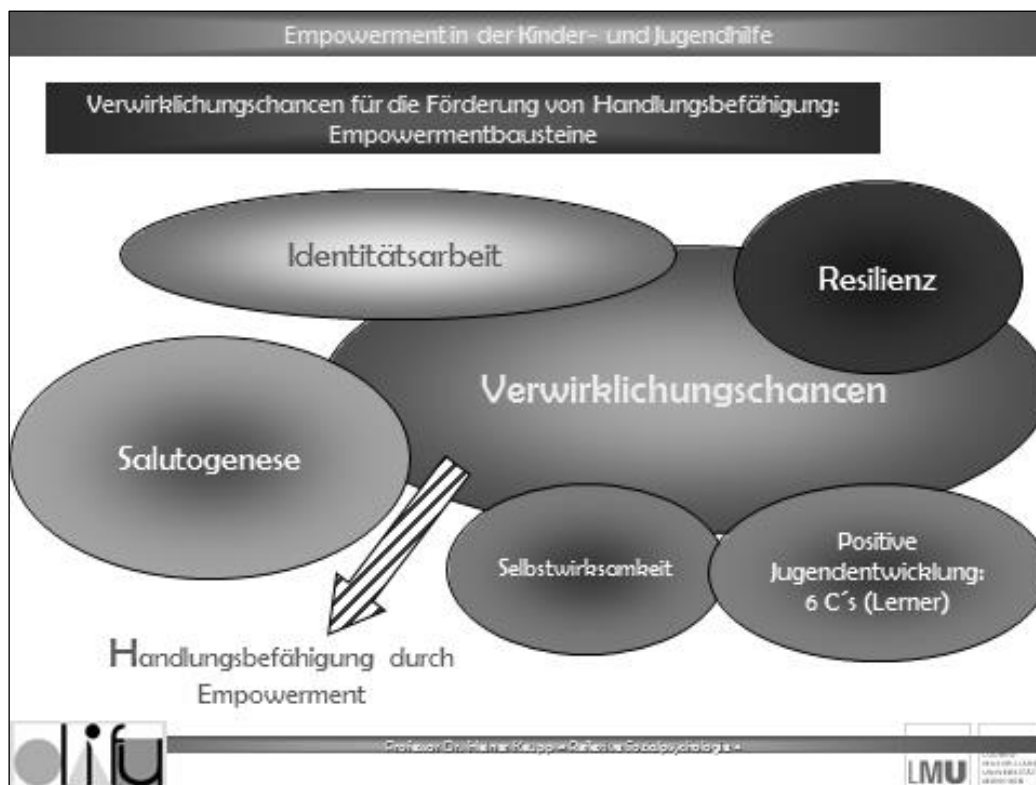


Abbildung 1

© Prof. Dr. Heiner Keupp

Die wichtigsten Autoren zum Thema „Verwirklichungschancen“ sind ein indischer Nobelpreisträger für Ökonomie, Amartya Sen, und die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum. Sie haben diesen „Capability Approach“, den Befähigungsansatz/Ansatz der Verwirklichungschancen, in die Diskussion gebracht und inzwischen zu einem sehr wirksamen Konstrukt entwickelt, das an vielen Stellen aufgenommen und umgesetzt wird. Auch der Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung hat diesen Ansatz bereits aufgegriffen.

Unter Verwirklichungschancen (capabilities) versteht Amartya Sen die Möglichkeit von Menschen, „bestimmte Dinge zu tun und über die Freiheit zu verfügen, ein von ihnen mit Gründen für erstrebenswert gehaltenes Leben zu führen.“⁴ Das klingt recht einfach, ist aber ein folgenreicher Gedanke. Amartya Sen hat sich immer wieder mit dem Thema der Gerechtigkeit beschäftigt. Er formulierte es an einer Stelle so:

„Wenn wir unser Leben beurteilen, haben wir Grund, nicht nur unsere tatsächliche Lebensführung aufmerksam zu betrachten, sondern auch unsere Freiheit, zwischen verschiedenen Lebensstilen und Lebensweisen zu wählen. Die Freiheit, die Art unseres Lebens selbst zu bestimmen, ist ein Aspekt der Lebensqualität, den wir mit Grund hochschätzen“⁵.

⁴ Amartya Sen (2000). Ökonomie für den Menschen

⁵ Amartya Sen (2009). Die Idee der Gerechtigkeit, S. 255

An anderer Stelle heißt es: „Der Befähigungsansatz rückt nicht nur das ins Blickfeld, was eine Person am Ende wirklich tut, sondern auch das, was sie zu tun vermag, ganz gleich, ob sie sich entscheidet, ihre Fähigkeit tatsächlich zu nutzen“⁶.

Ich halte das folgende Schema (**Abbildung 2**) für sehr wichtig, weil es zeigt, dass wir komplexer denken müssen und nicht nur danach schauen dürfen, was jemand tut.

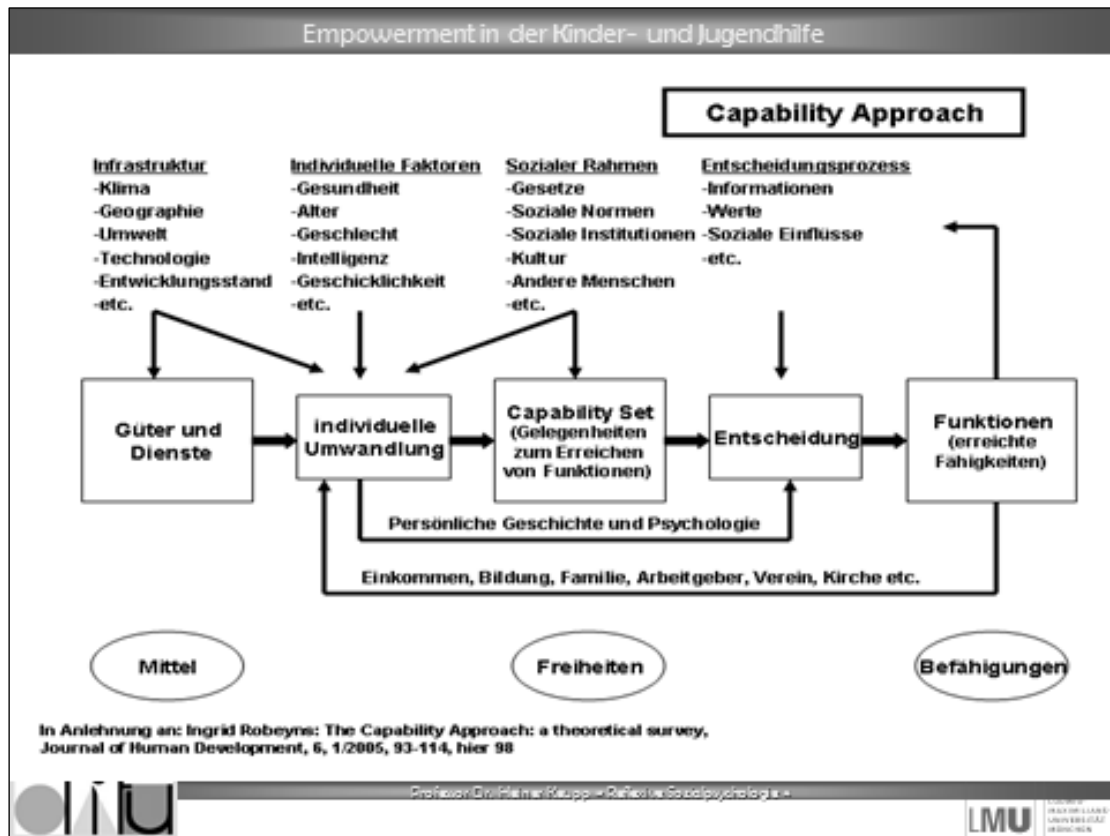


Abbildung 2

© Prof. Dr. Heiner Keupp

Das, was in der Abbildung unter „Funktionen“ genannt wird, ist das, was jemand de facto tut. Das würde wahrscheinlich einen Verhaltenstherapeuten schon zufriedenstellen, weil er es geschafft hat, dass jemand die Dinge tut, die ihm vielleicht eine gute Anpassung an seine Arbeits- oder Lebenswelt ermöglichen. Das will ich nicht kritisieren, es ist tatsächlich wichtig, aber wichtiger ist nach dem Capability-Ansatz, sich nicht nur normgerecht zu verhalten, sondern sich für etwas entscheiden zu können, Alternativen zu haben, zwischen Möglichkeiten wählen zu können. Das wiederum hängt von sehr vielen sozialen, kulturellen und ökologischen Randfaktoren ab, von Gütern und Diensten, die dann von einem Individuum aufgegriffen, angeeignet und zu einer persönlichen Fähigkeitspalette entwickelt werden. Auf dieser Grundlage entstehen Entscheidungsoptionen. In einem Projekt, das wir mit dem SOS-Kinderdorfverein gerade durchführen, wollen wir herausfinden, welche Verwirklichungschancen Heranwachsende unter den stationären Kinderdorfbedingungen erwerben: Ist jemand, der mit 18 Jahren das Kinderdorf verlässt, wirk-

⁶ ebenda, S. 263

lich befähigt, zwischen verschiedenen Formen, wie er wohnen und leben möchte, wählen zu können? Hat er genügend Ressourcen mitbekommen? Reichen seine materiellen Mittel, aber reicht es vor allem in seinem inneren Modell, um eine gute Entscheidung für sein künftiges Leben zu treffen?

Wir wissen heute sehr viel darüber, was Menschen brauchen, um gut leben zu können. Wenn wir das wissen, haben wir auch die Möglichkeit, dies im Sinne der Gesundheitsförderung in der Beratung und Therapie in institutionellen Settings zu fördern. Das **Modell der Salutogenese (Abbildung 3)** geht von Belastungen aus, die im Leben jedes Menschen mal mehr und mal weniger heftig auftreten können.

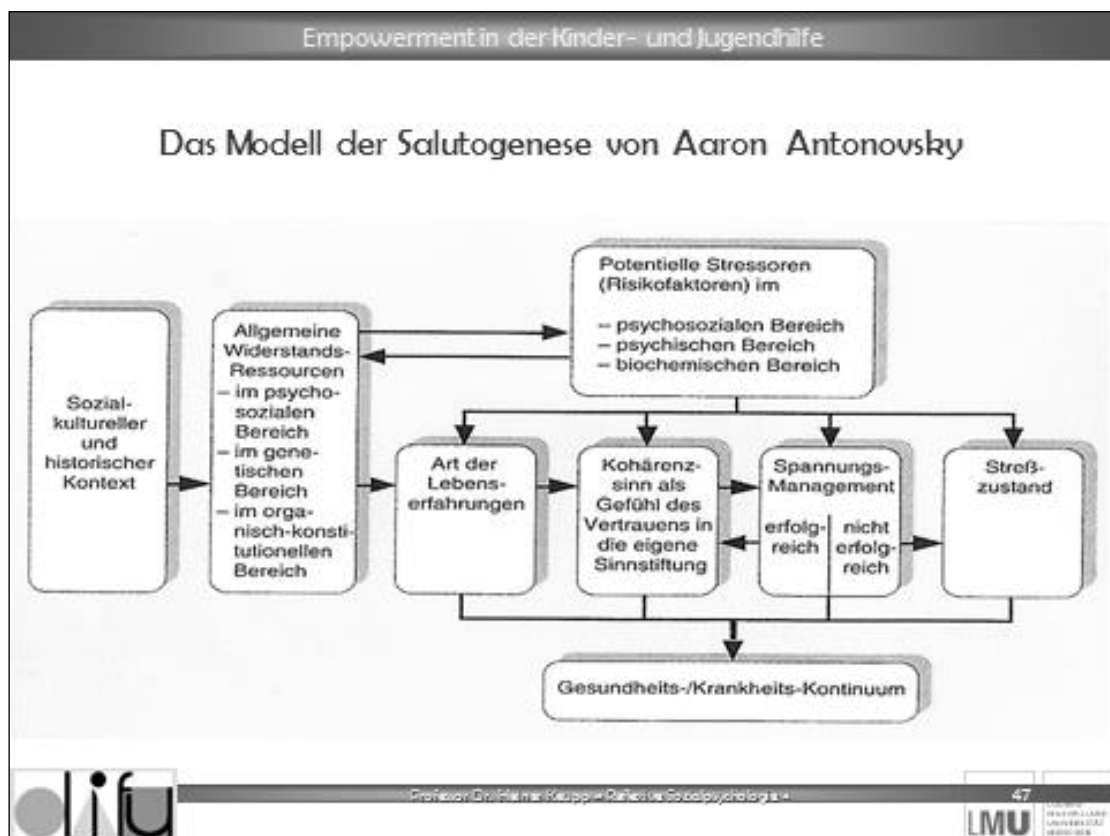


Abbildung 3

© Prof. Dr. Heiner Keupp

Antonovsky sagt jedoch, dass uns nicht die Belastungen bestimmen, wo wir auf dem Kontinuum von Gesundheit und Krankheit, Kompetenz/Inkompetenz landen, sondern es sind vielmehr die Funktionsbereiche in der Mitte der Grafik. Als zentrales Konstrukt bietet er uns das **Kohärenzprinzip** an. Dieses Prinzip ist in zahlreichen empirischen Arbeiten aufgegriffen worden, vor allem in gesundheitswissenschaftlichen Projekten. Der Kohärenz-sinn ist eine Schlüsselvariable für gelingendes oder nichtgelingendes Leben im Alltag.

Kohärenz ist das Gefühl, dass es Zusammenhang und Sinn im Leben gibt, dass das Leben nicht einem unbeeinflussbaren Schicksal oder Zufallsgenerator unterworfen ist. Der **Kohärenzsinn** beschreibt eine geistige Haltung in drei Dimensionen:

- Meine Welt erscheint mir verständlich und stimmig; auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe, kann ich in einem größeren Zusammenhang sehen (Verstehbarkeit).
- Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge über Ressourcen, die ich zur Meisterung meines Lebens, meiner aktuellen Probleme mobilisieren kann (Handhabbarkeit).
- Für meine Lebensführung ist jede Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt (Bedeutsamkeit).

Natürlich gibt es auch Ausnahmen: Eine schwere Krankheit, ein Unfall oder der Verlust eines Kindes in einer Familie beispielsweise sind nicht oder nur sehr schwer zu verstehende Situationen. In der Regel kann man Ereignisse und Probleme jedoch einordnen und Kinder und Jugendliche sind darin zu fördern, Dinge begreifen zu können.

Kohärenzfördernd sind die Widerstandsressourcen: Individuelle, soziale, gesellschaftliche und kulturelle Ressourcen. Das ist auf der persönlichen Ebene so etwas wie eine körperliche Grundausstattung, die bei den Menschen verschieden ausgeprägt ist. Dazu gehören außerdem die Ressourcen, die über Bildung und persönliche Entwicklung erworben werden. Antonovsky bezeichnet das positive Grundgefühl zur eigenen Person als das Wichtigste.

Die zweite Gruppe der Widerstandsressourcen sind die sozialen Ressourcen, die Netzwerke, in denen man beheimatet ist, Anerkennung, Unterstützung und Ermutigung erfährt. Das sind die Familien, die Peer-Groups, wichtige Personen im Bildungssystem oder im Umfeld. Auf der Grundlage dieser vorhandenen Netzwerkstrukturen kommt der Aspekt des zivilgesellschaftlichen Engagements hinzu. Kinder und Jugendliche, die gut beheimatet sind, wollen auch in ihrer Welt etwas gestalten und mitbestimmen.

Eine gesellschaftliche Ressource könnte zum Beispiel die Kindergrundsicherung sein, die leider im Koalitionsvertrag nicht enthalten ist. Sie könnte eine wunderbare Möglichkeit sein, der wachsenden Armut von Kindern und Jugendlichen wirksam etwas entgegenzusetzen.

In einem früheren Projekt mit dem SOS-Kinderdorf Berlin-Moabit haben wir zeigen können, wie ungeheuer wichtig Kohärenzgefühl (SOC) in Verbindung mit **Partizipation** ist (**Abbildung 4**).

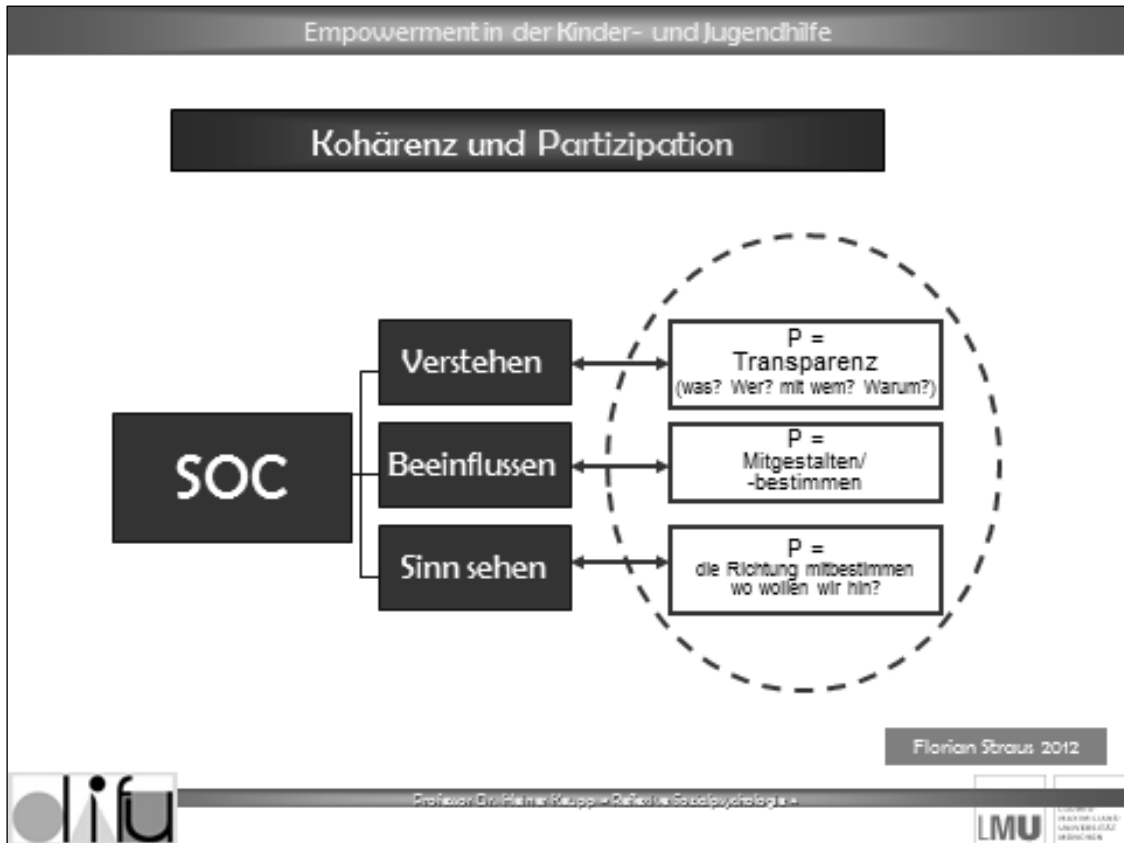


Abbildung 4

© Prof. Dr. Heiner Keupp

Bei Kindern in stationären HzE-Einrichtungen, die das Gefühl haben, dass sie die Vorgänge durchschauen, die Transparenz erfahren und sogar mitbestimmen und mitgestalten dürfen, in welche Richtung es für sie selbst und für die anderen gehen soll, ist der Kohärenzsinn deutlich höher als bei anderen, die keine Partizipationsmöglichkeiten haben.

Die **Selbstwirksamkeit** ist als Konstrukt gut entwickelt worden, zum Beispiel von Albert Bandura: Unter Selbstwirksamkeit versteht man das Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit (Selbstvertrauen) und die Überzeugung, einer Aufgabe und Herausforderung gewachsen zu sein.

Die amerikanische Entwicklungspsychologie hat mit Richard Lerner einen Nestor, der seit Jahren immer wieder herausgearbeitet hat, was Heranwachsende brauchen, damit ihre Entwicklung gedeihen kann. Er hat fünf Aspekte („die 5 Cs“) für die positive Jugendentwicklung benannt (**Abbildung 5**): **Competence** (Kompetenz – emotional, sozial, kognitiv, beruflich), **Caring** (Achtsamkeit, Mit-Gefühl, die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen), **Connection** (Bindung), **Confidence** (Vertrauen – in sich selbst, Selbstwertgefühl, Identität), **Character** (Selbstkontrolle, moralisches Handeln, Spiritualität).

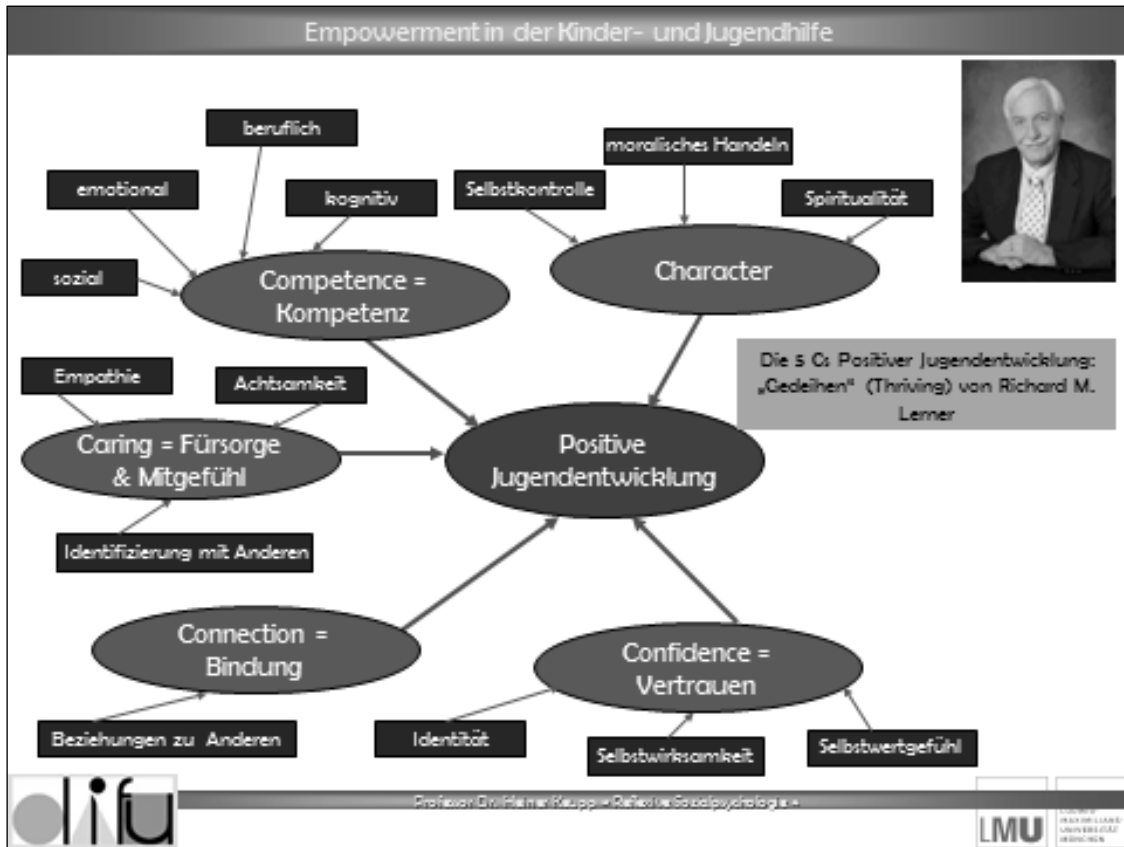


Abbildung 5

© Prof. Dr. Heiner Keupp

Wir wissen durch die Bindungsforschung, wie wichtig eine sichere Bindung für eine gedeihliche Entwicklung ist, wobei nicht nur die frühe Bindung gemeint ist, sondern auch die spätere Bindung an Familie, Freunde und Netzwerke.

„Charakter“ ist als Begriff durch die Psychologie eigentlich schon entsorgt worden, weil er sehr wertend klingt. Man spricht heute eher von „Persönlichkeit“. Wichtig sind die Inhalte dieses Begriffs: Wertvorstellungen, die Fähigkeit, sich selbst kontrollieren zu können und moralisch zu handeln, außerdem bezieht Lerner das Thema der Spiritualität ein.

Wie aber stellt sich hier der Zusammenhang zur Zivilgesellschaft her? Dazu hat Lerner noch ein sechstes „C“ hinzugefügt, nämlich „Contribution“ (**Abbildung 6**).

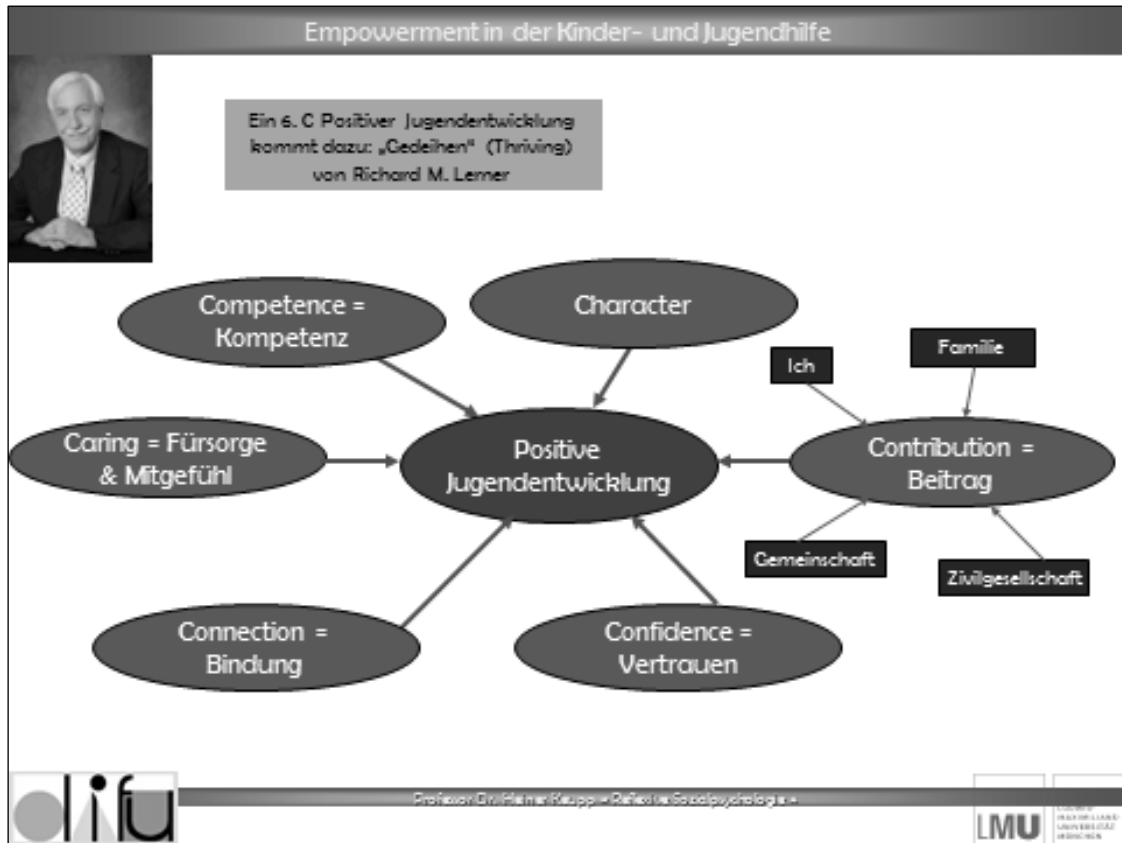


Abbildung 6

© Prof. Dr. Heiner Keupp

„Contribution“ ist der Beitrag, den jemand leisten kann – für sich selbst, für seine Familie, in seiner Familie (oder auch den die Familie für ihn leistet), für die Gemeinschaft, in der er lebt, und für die Zivilgesellschaft, d.h. das System vorhandener Initiativen, Gruppen, die eine lebenswerte Gesellschaft ausmachen. Das macht noch einmal deutlich, wie un- gemein wichtig Partizipation, Beteiligung und Einbezogenheit sind. Diese Aspekte sind in der Kinder- und Jugendhilfe inzwischen an vielen Orten schon gut auf den Weg gebracht worden, sie sind aber noch lange nicht Standard. Sie müssen zum Standard erhoben werden, wenn wir so etwas wie positive Jugendentwicklung fördern wollen.

Fazit: Verwirklichungschancen für Heranwachsende sind:

- (Ur-)Vertrauen als Basis für Selbstvertrauen.
Man muss eine Chance haben, in eine Struktur hineinzuwachsen, in der man dieses Vertrauen spürt, um es sich selbst anzueignen.
- Herstellung eines kohärenten Sinnzusammenhangs.
- Die Fähigkeit zur persönlichen „Grenzziehung“.
Kinder und Jugendliche wachsen heute in einer Welt auf, die scheinbar grenzenlos ist. Alles scheint möglich. Die kosmopolitische, globale Netzwerkgesellschaft zieht kaum mehr Grenzen. Es kommt aber darauf an, dass Kinder und Jugendliche lernen, für sich selbst zu entscheiden, was für sie gut ist und was nicht. Dabei brauchen sie oft Erwachsene, die ihnen helfen, solche Prozesse zu klären. Oder sie

brauchen eine gute Peerorganisation, in der ihnen diese Hilfe zuteil wird. Wir brauchen Grenzen, nicht im Sinne eines klassischen, konservativen Gedankengangs, sondern weil man darin selbst definiert, was einem wichtig ist und was nicht.

- **Zeitkompetenz: Reflektierter Umgang mit Zeitressourcen.**
Wir leben in einer Beschleunigungsgesellschaft. Alles hat ein immer höheres Tempo angenommen, die Bildungsgänge in Schule und Studium usw. Überall geht es darum, angeblich Zeit zu sparen. Es stellt sich mitunter die Frage, warum man überall Zeit sparen muss. Es wäre gerade für Heranwachsende gut, Zeit zum Erwachsenwerden zu haben.
- Sie brauchen „einbettende Kulturen“, d.h. Netzwerke, die ihnen Halt und Unterstützung geben, aber auch kritische Rückmeldungen.
- Sie benötigen eine materielle Basissicherung.
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit.
Das gilt nicht nur für Menschen mit Migrationshintergrund.
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung.
Die meisten schwierigen Biografien sind dadurch geprägt, dass man immer wieder die Nichtachtung und -anerkennung erlebt, weil man die Leistungskriterien nicht so gut erfüllt, die unsere Gesellschaft als wertvoll erachtet.
- Beteiligung am alltäglichen interkulturellen Diskurs.
Wir müssen lernen, dass unsere Gesellschaft interkulturell geworden ist und in ihr ein Reichtum steckt, den man nutzen und genießen kann. Auch das gilt nicht nur für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund, sondern für alle.
- Sie brauchen zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen.
Wenn die verschiedenen Verwirklichungschancen, die zuerst aufgeführt wurden, einigermaßen greifbar und verfügbar sind, werden sich Menschen beteiligen und einmischen. Aber dazu bedarf es auch der Hilfe und Unterstützung.

Empowerment heißt nicht, jemanden an die Hand zu nehmen und ihm zu zeigen, was für ihn richtig ist, sondern es heißt, Menschen zu ermutigen, diesen Schritt selbst zu tun.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Beratung/ASD/Kinderschutz: FamilienRat“

HEIKE HÖR

Diplom-Sozialarbeiterin, Supervisorin MA, Trainerin für Family Group Conferences/FamilienRat, Jugendamt der Landeshauptstadt Stuttgart

Familienrat - was ist das?

Ein „Familienrat“ unterstützt Familien, die vor wichtigen und manchmal weit reichenden Entscheidungen stehen. Mit Hilfe von Verwandten und Freunden werden eigene Lösungen entwickelt und entschieden, welche Hilfen die Familie benötigt, selbst organisieren kann oder annehmen will.

Merkmale eines Familienrates¹ sind:

- Es ist ein Verfahren zur Entscheidungsfindung.
- Mittelpunkt des Familienrates ist immer das Kind, der/die Jugendliche.
- Es geht um gute Lösungen für die Zukunft, nicht um Schwierigkeiten in der Vergangenheit.
- Die Fragestellung für den Familienrat ist offen. Sie ist allen Beteiligten klar und es gibt noch keine festgelegte Lösung.
- Der Familienrat gehört der Familie und ihrem Netzwerk: Ihre Leute, ihre Kultur, ihre Bräuche, ihr Raum, ihre Zeit, ihr Essen und Trinken, ihr Plan.
- Der/die Koordinator/in ist unabhängig, neutral und hat kein persönliches Interesse an einem bestimmten Ergebnis.
- Die Familie hat ein Recht auf umfassende Information, private Familienzeit zur Diskussion und die uneingeschränkte Zustimmung zum Plan, sofern er sicher und rechtmäßig ist.

Ablauf eines Familienrates im Kontext Jugendhilfe/Kinderschutz

Auftrag

Vom Beratungszentrum/Jugendamt oder einer begleitenden Stelle wird eine Sorge zur Lebenssituation eines Kindes/Jugendlichen formuliert (zum Kindeswohl, zur Rückkehr nach Hause, zum Ausfall eines Elternteils, etc.). An die Familie ergeht das Angebot eines Familienrates. In der Vorbereitung des Familienrates werden von der Familie mit Unterstützung der Koordination so viele Menschen aus der Lebenswelt wie möglich aktiviert,

¹ Eigen Kracht Centrale überarbeitet durch FamilienRatbüro Stuttgart

sich an der Lösungsentwicklung zu beteiligen. Alle Beteiligten werden über die Fragestellung und die formulierte Sorge informiert. In der Vorbereitung werden bereits Lösungsideen und mögliche Beiträge abgefragt. Die beteiligten Fachleute werden eingeladen.

Der Familienrat verläuft in drei Phasen:

1. Information

Nach der Vorstellung aller Beteiligten informieren die „Fachleute“ die Familie über ihren Wissensstand und ihre Sicht der Situation, es wird sichergestellt, dass die Familie über alle vorliegenden Infos (Sorgen und Stärken) verfügt und über die vorhandenen nicht verhandelbaren Mindeststandards zum Kinderschutz informiert ist.

Es gilt der Grundsatz: keine Überraschungen für die Familie, alles Wichtige auf den Tisch. Die Informationsphase dient der Vorbereitung der familieninternen Diskussion. Die Informationen werden nicht mit den Profis diskutiert. Wenn alle Nachfragen beantwortet sind, verlassen die Profis den Familienrat, sie halten sich bis zur Entscheidung auf Abruf zur Verfügung

2. Die private Familienzeit

Zeit für die Familienmitglieder, zu besprechen, wie sie die Informationen einschätzen, welche Probleme sie sehen, welche Lösungen sie sich vorstellen können, was sie selbst übernehmen und wobei sie sich professionelle Hilfe wünschen. In dieser Phase können auch Menschen aus dem sozialen Umfeld (Kirche, Sportverein, Schule) mit ihren Unterstützungsmöglichkeiten hilfreich sein, wenn die Familie im Vorfeld für ihre Beteiligung offen ist.

3. Entscheidung/Pläne

Die Familie trägt ihre Entscheidungen und Lösungsvorschläge den verantwortlichen Fachleuten vor. Diese stimmen zu oder lehnen einen Vorschlag ab, wenn er aus ihrer Sicht nicht sicher oder rechtmäßig ist. Pläne zur Umsetzung der Entscheidungen werden gemeinsam im Detail konkretisiert und Absprachen zur Kontrolle der Pläne getroffen.

Wird keine Einigung erzielt, wenn zum Beispiel eine Kinderschutzproblematik von einer Familie nicht ernst genommen wird, wird die Angelegenheit an die verantwortliche Fachkraft zurückgegeben.

Ursprung

Family Group Conferences, Family Decision Making, Familienrat, Verwandtschaftsrat, Eigen Kracht Konferenzen – es gibt viele verschiedene Begriffe, unter denen das Modell, das wir „FamilienRat“ nennen, praktiziert wird.

Family Group Conferencing stammt aus Neuseeland und hat seine Wurzeln in der Tradition zur Entscheidungsfindung in der Kultur der Maori. Family Group Conferencing wurde 1989 gesetzlich im neuseeländischen „Children, Young Persons and their Families Act“ verankert. Family Group Conferences werden in allen Fällen, in denen eine Kindeswohlbeeinträchtigung befürchtet wird oder eine Fremdunterbringung bevorsteht, ver-

pflichtend durchgeführt. Die zentrale Botschaft des Gesetzes ist der Respekt vor den Kompetenzen der Familie und des sozialen Netzes, sowie ihrem Wissen und ihrer Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen. Falls notwendig sichert die sogenannte „Mindestanforderung“ der verantwortlichen Fachkräfte gleichzeitig die Sicherung des Kinderschutzes.

Hintergrund war eine Periode rascher sozialer Veränderung in Neuseeland. Es kam zu steigenden Zahlen der fremd platzierten Kinder (vor allem Maori) und wenig befriedigenden Verlauf der Hilfen. In verschiedenen Untersuchungen war festgestellt worden, dass Familien/whanaus (Großfamilien) nicht ausreichend in Fragen des Kinderschutzes beteiligt wurden und die gefundenen „Lösungen“ oft wenig „tragfähig“ waren. Besonders die Vertretungen der Maori forderten die Berücksichtigung kultureller Zusammenhänge und Traditionen, d.h. Kinder als Teil sozialer Zusammenhänge der whanau (Großfamilie) zu sehen und diese einzubeziehen. Gleichzeitig wurden die staatlichen Aufgaben zur Sicherung des Kindeswohls im Verfahren eingebunden.

Die Verankerung der Family Group Conferences im neuseeländischen Recht hat die Erkenntnis der Wichtigkeit von Kontinuität, Identität, Stabilität in einer engeren oder weiteren „Familie“ und ihrem sozialen Umfeld für Kinder und Jugendliche zur Grundlage. Hauptanliegen ist die Förderung des Kindeswohls. Familienkonferenzen, FGCs sind das „Herzstück“ des Kinderschutzes in Neuseeland.

„Die Intention des Gesetzes ist, die Familie zu befähigen, die Verantwortung für das Wohl des Kindes so umfassend wie möglich zu übernehmen und die Eingriffe des Staates auf ein Minimum zu reduzieren, das notwendig ist, den Kinderschutz zu sichern.“²

Familienrat/Family Group Conferencing gehört zu den Verfahren der „restorative practices“. Diese Verfahren ermöglichen, durch konsequente Partizipation und Zusammenarbeit „auf Augenhöhe“, die Beziehung (auf verschiedenen Ebenen) wieder herzustellen und so zur Konfliktlösung und einer gelingenden Kooperation von Institutionen und Bürgern zu führen.

Die Verbreitung der Idee

Von Neuseeland aus hat sich die erfolgreiche Praxis des Familienrates Anfang der 90er-Jahre im englischsprachigen Raum (USA, Australien, Großbritannien) verbreitet. Ende der 90er-Jahre eroberte das Verfahren die nordeuropäischen Länder (Schweden, Finnland, Norwegen, Dänemark, Island, Russland).

In den Niederlanden wird seit 1999 mit „Eigen Kracht Konferenzen“ (Eigen-Kraft-Konferenzen) gearbeitet, bis heute wurden über 20 Projekte gestartet und Tausende von Eigen Kracht Konferenzen durchgeführt.

Beim Europäischen Treffen der Organisationen, die mit Familienrat arbeiten, waren im Jahr 2013 Kolleg/innen aus 15 Ländern vertreten.

² Judge Peter Boshier, Te Hokianga Mai, November 2006

Die Arbeit mit Familienrat hat in den verschiedenen Ländern jeweils eigene Weiterentwicklungen erfahren. In England, Australien oder Neuseeland wird die Familienratskoordination von ausgebildeten Sozialarbeitern/innen geleistet. In Schweden wird die Koordination z.B. überwiegend von pädagogischen Honorarkräften oder Bürger/innen, z.B. Pfarrern, Lehrern u.ä. übernommen. Sie werden dafür durch Öffentlichkeitsarbeit der Sozialen Dienste gewonnen und durch hauptamtliche Mitarbeiter/innen geschult, begleitet und beraten. In den Niederlanden werden die Eigen Kracht Konferenzen mit geschulten Bürger/innen umgesetzt, die nicht in beratenden Berufen ausgebildet sind. Grundlegend ist hier die Idee „je weniger Antworten die Koordination weiß, umso einfacher aktiviert sie die Familie, diese selbst zu finden“.

In Deutschland wurde die Idee des Familienrates einige Jahre diskutiert und zunächst einzelne Familienräte ausprobiert (Husum, Rosenheim, Stuttgart). Zwischen 2006 und 2008 wurden zwei größere Projekte (in Berlin und durch die IGFH in Kooperation mit der FH Münster und fünf Kommunen/Landkreisen) erfolgreich durchgeführt. 2013 wird Familienrat in 11 Bundesländern angeboten.

In Stuttgart wurde die Idee des Familienrates seit 1998 diskutiert. Einige Sozialarbeiter/innen des Jugendamtes haben das Training zum/zur Familienratskoordinator/in absolviert und erste Familienräte erfolgreich erprobt. 2009 fand das dritte deutsche Netzwerktreffen „Familienrat“ in Stuttgart statt und setzte entscheidende Impulse für die folgende Projektphase zur Einführung von FamilienRat im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe.

Rechtliche Einbindung

In Neuseeland sind FGCs (Family Group Conferencing) Teil der Gesetzgebung und für Familien und Institutionen verpflichtend³. In allen anderen Ländern wird das Verfahren im Kontext der Vorschriften zur Beteiligung betrachtet und ist für die Familien und Institutionen freiwillig⁴.

Im 1991 verabschiedeten deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz wird der Stärkung der Partizipation ein besonderer Stellenwert beigemessen. In Deutschland sind die Grundlagen hierfür der § 16 und der § 36 SGB VIII. Vereinzelt haben lokale Entscheidungsträger das Angebot eines Familienrates an eine Familie im Vorfeld von Hilfen zur Erziehung oder staatlicher Intervention verpflichtend gemacht, so z.B. in einer Region in Schottland, einer Region in den Niederlanden und in einer Region im Projekt der Internationalen Gesellschaft für Hilfen zur Erziehung.

Die rechtliche Einbindung und verpflichtende Durchführung eines Familienrates sichern das Angebot für die Familie strukturell ab, allerdings bewirkt dieser „Zwang“ auch Nachteile.

Finanzierungen werden derzeit im Rahmen § 16, § 27,2, § 36 KJHG – Familienrat als Teil der Hilfeplanung oder über Projektmittel abgesichert.

³ Children, Young Persons, and Their Families Act 1989

⁴ vgl. Straub, U. 2005

Familienrat ist für folgende Familien geeignet:

Grundsätzlich ist ein Familienrat in allen Fragestellungen möglich, wenn sich die Familie auf das Angebot einlassen will. Die Fragestellungen und, falls notwendig, Mindestanforderungen zur Sicherung des Kindeswohls müssen jeweils dem Einzelfall angepasst sein. In vielen Ländern wird das Verfahren nicht nur in Fragen der Kinder- und Jugendhilfe oder des Kinderschutzes eingesetzt, sondern auch in verschiedensten Fragestellungen genutzt, mit denen Familien konfrontiert sein können, z.B. Pflege dementer Angehöriger, Inhaftierung oder Entlassung eines Familienangehörigen, Sorge um psychisch kranke Angehörige etc.

Ein Familienrat eignet sich insbesondere auch für Familien, die ungern mit den Institutionen zusammenarbeiten. Voraussetzung für einen erfolgreichen Familienrat ist es, dass die Familie zumindest im Verlauf der Vorbereitung eine eigene Motivation entwickelt.

Beteiligung von Kindern/Jugendlichen:

Die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen als den eigentlichen Hauptpersonen wird grundsätzlich gewährleistet. Die Art der Beteiligung richtet sich nach dem Bedarf und den Möglichkeiten des Kindes/des Jugendlichen.

Kinder und Jugendliche erhalten **immer** eine Vertrauensperson, die im Familienrat darauf achtet, dass ihre Position im Auge behalten wird – sie können persönlich, per Brief, per Bilder, per Film anwesend sein. Kinder und Geschwisterkinder sind sehr wertvolle Ideengeber.

FamilienRat in Stuttgart

Der Projektstart erfolgte im April 2010. Inzwischen wurden 108 FamilienRäte gestartet, davon sind 15 aktuell in Vorbereitung und 93 abgeschlossen, es gab 54 FamilienRäte die einen Plan erarbeitet haben, 19 Mal wurden Lösungen bereits während der Vorbereitung erarbeitet und 20 Mal wurden Entscheidungen für andere Lösungswege getroffen.

Evaluation

Auszüge aus der Evaluation finden sich im Vortrag auf S. 29. 387 Evaluationsbogen sind bisher von den Familien ausgefüllt worden, in denen sie ihre Meinung, Freude und Frust zum Ausdruck gebracht haben:

- Ich konnte die Fachkräfte alles fragen: 299 Mal „ja“ – 57 Mal „teilweise“ – 20 Mal „nein“
- Die Familienmitglieder im Familienrat haben mir zugehört: 328 Mal „ja“
- Alle wichtigen Menschen für den FR waren anwesend: 219 Mal „ja“ – 96 Mal „teilweise“
- Freunde/Verwandte haben sich für das Anliegen eingesetzt: 321 Mal „ja“.

Abbildung 1 zeigt einen Ausschnitt aus den Antworten auf weitere, detaillierte Fragen:

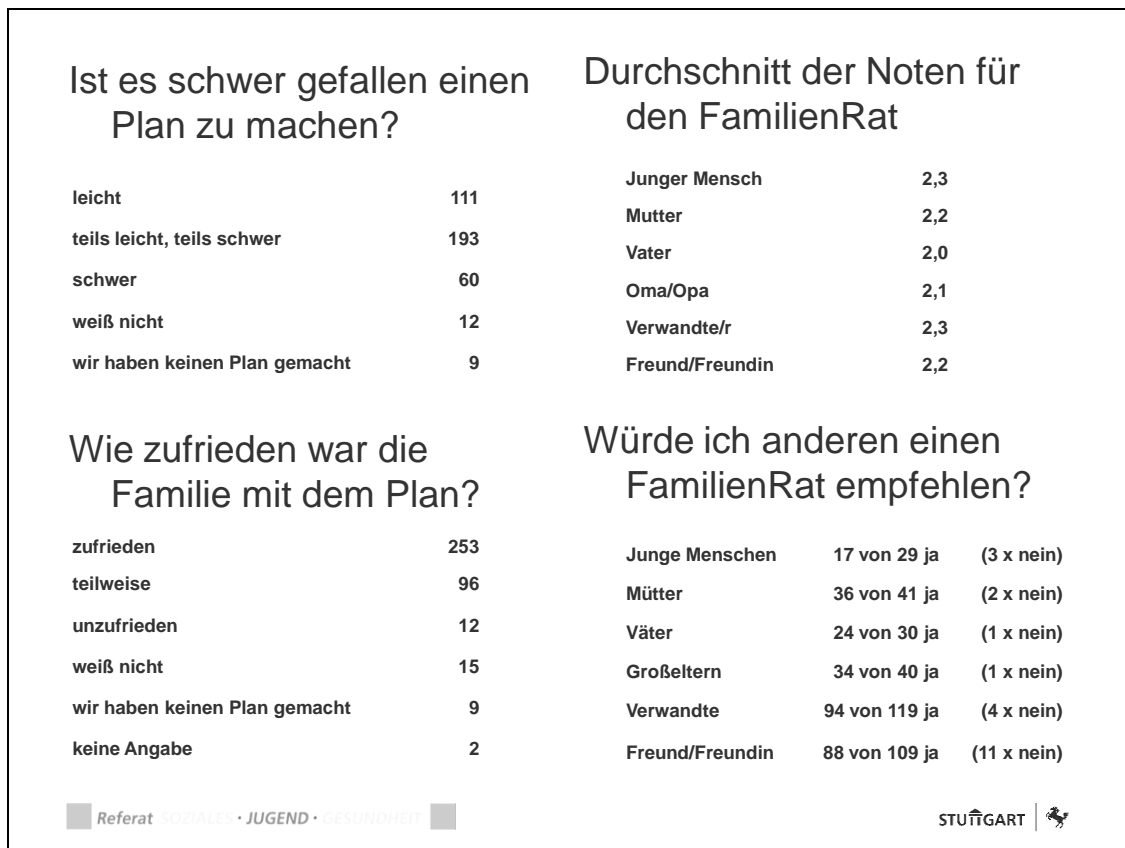


Abbildung 1

© Heike Hör

Von **380** vereinbarten Elementen in den Plänen werden

- 336 von dem jungen Menschen, den Eltern, Verwandten und Freund/innen übernommen.
- 44 Vereinbarungen betreffen die Profis.

Bürger/innen in der FamilienRatskoordination

Das FamilienRatprojekt des Jugendamtes Stuttgart orientiert sich am holländischen Modell der Eigenkraft-Konferenzen (Eigene Kraft Konferenzen). Die FamilienRatskoordination wird dabei von unabhängigen, speziell dafür ausgebildeten Bürger/-innen, die sonst einem anderen Beruf nachgehen, übernommen. Dies bietet die Möglichkeit, den Familien ein hohes Maß an Neutralität und Unabhängigkeit von institutionellen Interessen zu signalisieren. Es wird deutlich, dass sich die FamilienRatskoordination auf die Unterstützung bei der Organisation des Familienrates beschränkt und keine zusätzliche psychologische oder pädagogische Hilfe ist. Die Familienratskoordinatoren/-innen werden pro FamilienRat beauftragt und übernehmen maximal drei Aufträge pro Jahr. Sie erhalten ein Honorar.

Zur Qualitätssicherung wird die FamilienRatskoordination in ihrer Arbeit von einer Fachkraft im FamilienRatsbüro angeleitet und steht in einem regelmäßigen Austausch. Die einzelnen Arbeitsschritte werden gemeinsam reflektiert und es wird Wert auf die Einhal-

tung einer möglichst großen Neutralität der Koordination gelegt. Vor allem, wenn für die in der FamilienRatskoordination tätigen Bürger/innen Unklarheiten zur Einschätzung bezüglich der Sicherung des Kindeswohls entstehen, nehmen sie umgehend Kontakt zur Fachkraft im FamilienRatsbüro auf. Das Familienratsbüro ist sehr flexibel erreichbar, während der FamilienRäte besteht eine Telefonbereitschaft, auf die die Koordination zurückgreifen kann, sollte eine unvorhergesehene Frage oder Situation entstehen.

Aktuell stehen 40 Bürger/innen für die FamilienRatskoordination zur Verfügung. Bei Projektbeginn wurden 18 Bürger/innen akquiriert und ausgebildet, um die FamilienRatskoordination als Honorarkräfte zu übernehmen.

Dem steigenden Bedarf entsprechend wurden im November 2012 weitere 22 FamilienRatskoordinatoren/innen ausgebildet. 30 Frauen und 10 Männer zwischen 23 und 66 Jahren haben sich ausbilden lassen. **Sie sprechen:** Arabisch, Deutsch, Ewondo, Griechisch, Kroatisch, Niederländisch, Rumänisch, Serbisch, Spanisch, Tamil, Türkisch, Vietnamesisch. **Sie sind von Beruf:** Einzelhandelskauffrau, Wirtschaftsfachwirtin, Restauratorin, Wirtschaftskorrespondentin, Köchin, Hauswirtschaftsleitung, Betriebswirtin, Industriekauffrau, Lehrerin, Erzieherin, Heilerziehungspflegerin, Feldenkraispractitioner, Ingenieur, Bankkaufmann, Elektrotechniker, Umweltschutztechnikerin, Verwaltungsfachangestellte, Filmemacher, Veranstaltungskauffrau, Politik-Kulturwissenschaftler, Landwirtschaftsmeister, Mediaberaterin, Sekretärin, Zahntechnikerin, Anwältin, Schauspieler, Hausfrau, Verwaltungsangestellte, Tiefbauingenieurin, Diplomverwaltungswirtin, Agrarbiologin, Krankenschwester, Betriebswirtin, Hotelfachfrau, Fachinformatiker, Heilpraktikerin.

Die Arbeit mit den Bürgerkoordinatoren/innen ermöglicht es, eine große Vielfalt unterschiedlicher Lebensrealitäten, Kulturen, Sprachen etc. abzudecken und Familien in ihrer Vielfalt einen guten Zugang zum Verfahren zu verschaffen. Ganz nebenbei ergeben sich zahlreiche spannende Begegnungen für alle Beteiligten, die einen frischen Wind in die Arbeit bringen: Eine Sozialarbeiterin hält es für günstig, wenn die FamilienRatskoordinatorin bodenständig ist und nicht so viele Worte macht, bei der Mitteilung dieser Einschätzung, entgegnet die Koordinatorin: „...prima, ich bin Tiefbauingenieurin!“ Oder: Die Bürger/innen erhalten Einblicke in die alltägliche Arbeit eines Jugendamtes, die ihnen sonst nicht möglich waren und stellen fest: „Ich wusste nicht, wie schwierig die Arbeit für die Sozialarbeiter/innen sein kann.“

Warum interessieren sich die Bürger/innen für diese Aufgabe?

Sie sind bereit, sich in der und für die Gesellschaft zu engagieren. Dabei handelt es sich nicht um ein „aufopferungsvolles Ehrenamt“, sondern um das Interesse an der Begegnung zwischen Menschen. Sie nehmen mit einem unsentimentalen Blick die Unterschiede der Lebenswelten wahr und sind bereit, in einem klar abgegrenzten Bereich Hilfe zu bieten. Deutlich wird auch der Wunsch benannt, sich für die Selbstbestimmung anderer Bürger/innen einzusetzen, schließlich weiß niemand, ob er/sie nicht auch einmal Hilfe benötigen wird.

Die engagierten Bürger/innen geben: Wissen, Lebenserfahrung, Zeit, Engagement, Geduld, Organisationstalent und vieles mehr. Sie bekommen: ein qualifiziertes Training,

Anleitung und Begleitung, einen klar umgrenzten Auftrag, Herausforderungen in der Begegnung mit anderen Lebenswelten, die Chance, Kinder und Jugendliche voran zu bringen, ein Honorar und sehr lebendige Begegnungen in der Gruppe der Koordinatoren/innen.

Die Gruppe der Koordinatoren/innen ist sehr bunt zusammengesetzt. Verschiedene Kulturen, Berufe, Lebensrealitäten, Altersgruppen treffen aufeinander, die sonst keinen Kontakt zueinander haben. In den Trainings und Treffen sind sich die Menschen mit viel Neugier und Respekt begegnet und entwickelten einigen Spaß daran, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu entdecken. Wie in einem „Zeit“-Artikel, der die Anziehungskraft des Films „Ziemlich beste Freunde“ reflektiert, sehr treffend bemerkt wird: „Bürger, Profis und der Staat können sich die Aufgaben klüger aufteilen, als es bisher geschieht.“

Der erste Schritt: Familien für einen FamilienRat gewinnen

FamilienRat ist ein freiwilliges Angebot, über dessen Annahme die Familie entscheidet. Die folgenden Erfahrungen können bei der Vermittlung des Angebots nützlich sein:

Wenn Familien den Weg zum „Jugendamt“ suchen, haben sie oft schon einige Versuche hinter sich, selbst mit ihren Problemen klar zu kommen:

„Wir kommen jetzt zum Jugendamt, weil wir nicht mehr weiter wissen und es uns reicht – jetzt sollen die Profis mal zeigen, was sie können.“

Das Angebot, mit Hilfe eines FamilienRates die Suche nach guten Lösungen selbst in die Hand zu nehmen, wird dann eher abgelehnt.

Für eine rasche und effektive Unterstützung ist eine gute Zusammenarbeit zwischen Familie und professionellen Fachkräften wichtig. Um die Situation schnell und möglichst umfassend zu klären, ist es wertvoll, die Menschen mit einzubeziehen, die den Kindern und Eltern nahe stehen, mehr über die Situation wissen und vielleicht eine wichtige Rolle im Alltag spielen.

Die Fachleute können im FamilienRat genaue Auskunft über die Unterstützungsmöglichkeiten und professionellen Angebote geben. Die Ideen und Informationen über den Bedarf und die Ressourcen kommen von der Familie und den ihr Nahestehenden selbst.

Die private Familienzeit sichert, dass alle Informationen im geschützten Rahmen benannt werden können und die Diskussion ohne die Fachleute stattfindet.

Die Fachleute können sich auf der anderen Seite darauf verlassen, dass Familien in sehr großer Mehrheit Pläne erstellen, denen die Fachleute auch zustimmen.

Ein FamilienRat, der die lebensweltlichen und professionellen Ressourcen klug und einfach zu kombinieren hilft, ist in diesen Situationen sehr lohnenswert.

Wenn die Schwierigkeiten der Kinder und Jugendlichen vor dem Hintergrund von Konflikten der Erwachsenen entstehen:

„Wir sind zerstritten und haben die Probleme nicht umsonst, wir reden schon lange nicht mehr miteinander.“

Das Angebot eines FamilienRates erstaunt Familien in dieser Situation zunächst häufig, macht aber sehr deutlich, dass sie es in der Hand haben, die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Mit Unterstützung vertrauter Menschen im Umfeld, denen die Situation der Kinder am Herzen liegt, eine Annäherung an gemeinsame Entscheidungen zwischen den Beteiligten zu ermöglichen, kann ein erster Schritt zu einer guten Lösung sein.



© Heike Hör

Ein FamilienRat kann auch von einem Elternteil in Auftrag gegeben werden, der zunächst mit den Menschen, die für ihn und das Kind wichtig sind, einen Plan dafür erarbeitet, wie mit den aktuellen Schwierigkeiten umgegangen werden soll. Es kann sein, dass eine Mutter im Kreis ihrer Familie und Freunde beraten muss, wie eine gute Lösung für die Kinder aussehen kann, so lange ein Vater nicht mit an den Tisch kommt. Dann findet sie Unterstützung, die schwierige Situation zu meistern. Vielleicht hat auch jemand Ideen, was sie zur Verbesserung der Situation noch anders machen könnte. Im besten Fall, und das erleben wir immer wieder, können im Verlauf der Vorbereitung des FamilienRates Angehörige auf der „anderen“ Seite gefunden werden, die eher eine vermittelnde Rolle einnehmen können, und es gelingt, in kleinen Schritten Verständigung herzustellen und immer wieder auch „die andere Seite“ mit an den Tisch zu bekommen. Dass in der privaten Familienzeit keine Fachleute vermittelnd anwesend sind, sondern die Beteiligten im Vorfeld vorbereitet haben, wie sie selbst für ein möglichst konstruktives Gespräch sorgen, an dem alle wichtigen Dinge gesagt werden können, ist ein zentraler Bestandteil des FamilienRates. Auch in sehr schwierigen Situationen hat sich dieses Verfahren bewährt und Familien schaffen einen Schritt zur Zusammenarbeit.

Wenn Familien sehr isoliert sind:

„Wir sind ganz alleine und haben niemand.“

Gerade, wenn sich eine Familie sehr isoliert fühlt, lohnt es sich, die Kapazitäten der FamilienRatskoordination zu nutzen und sich auf die Suche zu machen, ob Teilnehmer/innen für einen FamilienRat und damit auch mögliche Unterstützer/innen für Kinder und Familie gefunden werden können.

Manchmal werden alte Kontakte aktiviert, manchmal werden neue Kontakte geknüpft. Die Familie behält dabei natürlich immer das Recht zu entscheiden, wen sie ansprechen möchte. Einen Versuch ist es, mit Blick auf die Kinder, immer wert. Die Erfahrung zeigt es lohnt, im Durchschnitt nehmen zehn Personen aus dem Umfeld an einem FamilienRat teil.

Wenn Familien sich scheuen, über die Schwierigkeiten zu reden:

„Unser Problem geht keinen etwas an.“

Scham, anderen Menschen von den eigenen Problemen zu erzählen, ist für viele Menschen eine Hürde. Es kann helfen zu hören, dass es anderen Familien auch schwer gefallen ist, sich zu öffnen, dass es sich aber sehr lohnt, denn schließlich steht eine gute Lösung für das Kind im Vordergrund.

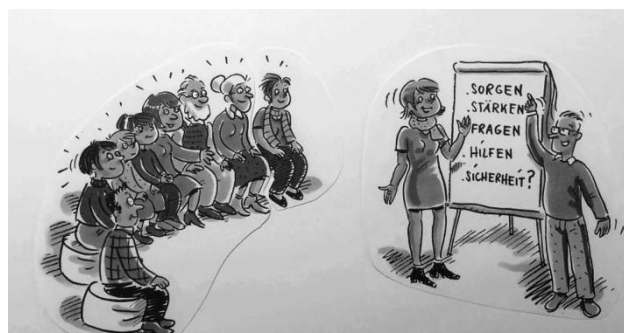
Außerdem erzählen Verwandte und Freunde nach einem FamilienRat immer wieder, dass ihnen schon lang klar war, dass es Probleme gibt und sie nicht wussten, ob Hilfe gewünscht sei. Nicht zuletzt hilft es auch, die Konsequenzen für das Kind und/oder Familie deutlich zu machen, wenn keine Veränderung stattfindet.

„Sie haben einen so liebenswerten Sohn – helfen Sie ihm nicht auf die schiefe Bahn zu geraten.“ So gewann eine Koordinatorin eine Familie dafür, sich für die Hilfe anderer zu öffnen.

Wenn Familien mit dem „Jugendamt“ zu tun haben, weil es Sorgen um die Sicherheit eines Kindes oder Jugendlichen gibt:

„Was wollen Sie überhaupt von uns – wir haben keine Probleme, außer mit Ihnen.“

Mit einem FamilienRat kann die Familie eigene Vorschläge für die Lösung der Probleme erarbeiten und die Einmischung von Außen dabei so gering wie nötig halten. Die Fachkräfte machen die „Mindestanforderung“ zur Sicherung des Schutzes der Kinder deutlich, stellen die Optionen der Jugendhilfe vor und bieten der Familie die Chance, eigene Lösungen zu entwickeln.



© Heike Hör

Die Erfahrungen zeigen, dass Familien meist überzeugende eigene Pläne aufstellen, die den Mindestanforderungen gerecht werden und denen die Fachleute zustimmen (z.B. Verwandtenpflege). Es kommt auch vor, dass die Familie keine bessere eigene Idee ent-

wickelt, den Vorschlag der Sozialarbeiter aufnimmt und im weiteren Verlauf auch mit trägt (z.B. Pflegefamilie). Oder aber die Familie sieht keine Chance, Optionen zu entwickeln und sagt den FamilienRat ab. Das Angebot eines FamilienRates sichert in jedem Fall die rechtlich geforderte umfassende Beteiligung der Familien, Kinder und Jugendlichen an weitreichenden Entscheidungen. Unsere Erfahrungen zeigen außerdem, dass auch massive Konflikte zwischen Familie und Fachleuten mit Hilfe eines FamilienRates entspannt oder geklärt werden können. Schon der Vorschlag eines FamilienRates beeinflusst den Verlauf der weiteren Zusammenarbeit oft positiv, da die Fachkräfte mit dem Angebot deutlich signalisieren, dass sie (in den Grenzen der Mindestanforderung) offen für die Lösungsideen der Familie sind. Wenn eine Familie das Angebot FamilienRat annimmt, ist das immer ein Schritt, sich den Problemen zu stellen, Verantwortung zu übernehmen und damit einer guten Lösung für die Kinder oder Jugendlichen näher zu kommen.

Wenn Familien das Angebot einfach annehmen, weil sie es einleuchtend und gut finden:

„Das ist eine gute Idee – wie viele dürfen wir mitbringen?“

Erschrecken Sie sich nicht, das ist ganz normal und kommt immer wieder vor!

Was können Fachleute zum Gelingen beitragen?

Unsere bisherigen praktischen Erfahrungen bieten keine überraschenden Einsichten, es ist gut, wenn:

- Fachkräfte das Verfahren „FamilienRat“ klar vermitteln können, den Ablauf und Zweck gut verstanden haben und Zutrauen in die Kräfte der Familie und ihres Umfeldes vermitteln können oder sich hier die praktische Unterstützung durch das FamilienRatsbüro holen.
- Fachleute einige Beharrlichkeit und Langmut darin aufbringen, die aktive Beteiligung der Familien an der Erarbeitung und Umsetzung von Unterstützungsangeboten anzubieten und zu fordern.
- Fachkräfte Lust haben, etwas Neues auszuprobieren und sie die Unterstützung und Entlastung durch die Arbeit der Koordination gezielt zu nutzen wissen.
- Fachleute sich über die Mindestanforderungen klar und einig sind; dies erfordert, besonders, wenn mehrere Fachkräfte beteiligt sind, eine gute Abstimmung, um die Sicherheit eines Planes zu gewährleisten.
- FamilienRat von allen Beteiligten als Sicherung einer konstruktiven Zusammenarbeit der Familie untereinander und mit den professionellen Hilfen verstanden wird.
- klar ist, dass jeder FamilienRat ein Schritt ist, dem gegebenenfalls weitere Räte folgen, dass also mit den Ergebnissen/Plänen weitergearbeitet werden muss.
- die strukturellen Bedingungen klar sind, beispielsweise geklärt ist, welche Entscheidungen von wem getroffen werden können/müssen.

Netzwerk Familienrat

Inzwischen existiert ein deutschlandweites Netzwerk von Familienräten (**Abbildung 2**):

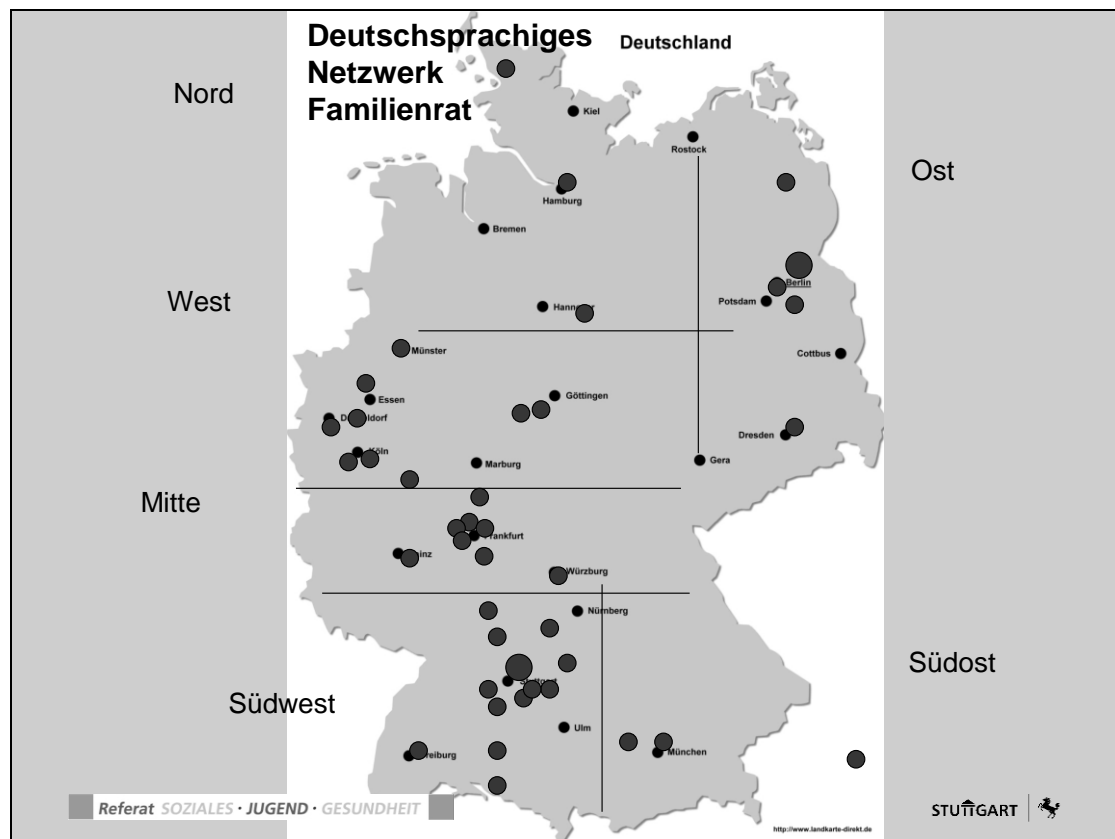


Abbildung 2

© Heike Hör

Jährliche Treffen zur Vernetzung

- 8. deutschsprachiges Treffen Herbst 2014 in St. Pölten / Wien
- Kontakt über regionale Netzwerke

Regionale Netzwerke:

Es finden regelmäßige Treffen zur Vernetzung mit dem Ziel statt, Praxiserfahrungen auszutauschen, gemeinsame Lösungen für Probleme zu finden, voneinander zu lernen und sich zu ermutigen, Erfolge zu feiern... – um Familienrat voranzubringen.

Nord:

Martina Erpenbeck: Martina.Erpenbeck@pfiif-hamburg.de

Maria Engst: maria_engst@basisundwoege.de

Nordost

Mischa Straßner: mischa.strassner@familienrat-bb.de

Carmen Viertel: carmen.viertel@arcor.de

Mitte

Myriam Rauch: myriamrauch@hotmail.com

West:

Jakob Hausmann: jakob.hausmann@web.de

Süd

Stefanie Endler: Stefanie.Endler@sia-augsburg.de

Beate Jellesen: beate.jellesen@rosenheim.bayern.de

Südwest

Heike Hör: Heike.Hoer@stuttgart.de

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Beratung/ASD/Kinderschutz: FamilienRat“

Praxisbeispiele

SILVIA KORKMAZ

Familienratskoordinatorin, Mediaberaterin, FamilienRatsbüro Stuttgart

Amy, 6 Monate

In unserem ersten Praxisbeispiel geht es um Amy, einem sechs Monate alten Baby mit türkisch/italienischer Familie, das in Bereitschaftspflege lebte. Es wurde die Sorge formuliert, dass die Mutter aufgrund einer schweren psychischen Erkrankung nicht für Amy sorgen kann und der Drogenkonsum des Vaters ungeklärt ist. Daraus ergab sich die Frage: Wo kann Amy gut und sicher aufwachsen? Dabei war die Mindestanforderung in Bezug auf den Kinderschutz, eine zuverlässige und geeignete Bezugs- und Betreuungsperson, von ausschlaggebender Bedeutung. Das konnte in diesem Fall nicht die Mutter sein.

Zu Beginn der Vorbereitungsphase wurde rasch deutlich, dass zwischen Familienteilen große Konflikte und Kommunikationsschwierigkeiten herrschten. Die Eltern waren zerstritten und die anderen Familienmitglieder hatten sehr wenig Kontakt zueinander. Im Vorfeld gab es mehrere Ideen für die Betreuung von Amy, die den Helfern jedoch fragwürdig erschienen. Zum Beispiel hatte der Vater sich bereiterklärt, seine Tochter zu sich zu nehmen, sein bester Freund jedoch hielt es während eines Gesprächs mit mir für ausgeschlossen, dass er dazu in der Lage wäre.

In den Gesprächen mit den Familienmitgliedern und den Freunden gebe ich keine Informationen aus den jeweils anderen Gesprächen weiter. Ich frage nach, wie die anderen Beteiligten von den Gedanken, Ideen erfahren werden oder ob es beispielsweise wichtig ist, dass etwas schon im Vorfeld geklärt wird. Wichtige Informationen müssen die einzelnen Beteiligten selbst im Familienrat zu Gehör bringen, wenn ihnen dies schwerfällt, überlegen wir gemeinsam im Vorfeld, wer oder was ihnen dabei helfen könnte. Wir selbst als Koordinatoren bleiben neutral.

Zum Familienratstermin waren 14 Familienmitglieder anwesend, um die Möglichkeiten für Amy zu klären. Für mich war es beeindruckend, wie die Mutter versucht hatte, den Raum so schön wie möglich und festlich zu gestalten, mit Bildern und Speisen und Getränken. Amy war in Begleitung ihrer Bereitschaftspflegemutter anwesend. Jeder der Anwesenden bemühte sich um eine harmonische Atmosphäre. Der gemeinsam erarbeitete Plan enthielt das Ergebnis, dass Amy in einer Pflegefamilie aufwachsen soll und die Verwandten die Mutter unterstützen werden.

Es ist fraglich, ob die Eltern und die anderen Familienmitglieder damit einverstanden gewesen wären, wenn das Jugendamt der Familie eröffnet hätte, dass das Baby aufgrund der psychischen Erkrankung der Mutter in einer Pflegefamilie untergebracht werden soll. Außerdem wäre es vielleicht ein langwieriger Prozess gewesen, in dem oft nicht klar gewe-

sen wäre, wer welche Rolle in der Familie hat und in dem die Familienmitglieder dem Jugendamt viele Informationen vorenthalten hätten. So war es die einhellige Entscheidung der Familie – zum Besten des Kindes.

Hasan, 15 Jahre

Hasan verlor nach dem Umzug der Familie nach Stuttgart den gewohnten Halt, er geriet in schlechte Gesellschaft, verweigerte die Schule, beging mehrere Diebstähle. Bisher eingeleitete ambulante und stationäre Hilfen griffen nicht. Es folgten Jugendarrest und Untersuchungshaft.

Es bestand die Sorge, dass Hasan weiter abrutscht. Die Mutter war hilflos und überfordert, der Vater erkannte aufgrund einer psychischen Erkrankung den Ernst der Lage nicht. Es stellte sich die Frage: Wie können alle zusammenarbeiten, damit es Hasan und seiner Familie wieder besser geht, damit Hasan nicht mehr stiehlt und zur Schule geht und die Mutter entlastet wird?

In der Vorbereitung ergaben sich einige Probleme: Bei einem Besuch im Jugendknast begegnete ich in Hasan einem Jugendlichen, der sich für das Angebot des Familienrats überhaupt nicht interessierte. Er gab lediglich Antworten wie „Weiß ich nicht“, „Keine Ahnung“, „Ist mir egal“. Da ich aber nicht aufgab und wissen wollte, was er wirklich will, öffnete er sich ein wenig und stellte mir wiederum Fragen, vor allem nach Geld, das seine Mutter ihm schicken sollte. Am Ende führten wir jedoch ein einigermaßen aufschlussreiches Gespräch. Beim Gespräch mit dem erkrankten Vater erfuhr ich so gut wie keine Resonanz. Daher verband die Mutter, die mit den Problemen völlig allein stand, mit dem Familienrat die Hoffnung, dass die anderen Familienmitglieder zur Unterstützung aktiviert werden können.

Am Familienratstreffen nahmen 16 Erwachsene teil. Eine türkische Psychologin gab den Anwesenden in der Informationsphase Informationen zur Krankheit des Vaters. Die Familienmitglieder konnten Fragen zum Umgang mit der Krankheit stellen. Das war für die Diskussion recht hilfreich. Im Laufe der etwa fünfstündigen Familienphase entstand ein differenzierter Plan zur Unterstützung Hasans sowie der Mutter im Haushalt. Der Plan sah im Einzelnen folgende Punkte vor:

- Was wollen wir erreichen?
 - Hasan soll wie früher in die Schule gehen, nicht mehr zusammen mit anderen klauen und mit der Familie wieder besser umgehen.
- Was übernimmt die Familie?
 1. Mutter bringt Hasan zur Schule und holt ihn ab (jeden Tag).
 2. Onkel H. S. setzt sich mit Hasans Lehrerin zusammen, telefonisch einmal pro Woche.
 3. Onkel M. S. gibt Hasan Taschengeld – 35,- Euro pro Woche.

4. Onkel M. G. hat einen Laden, Hasan wird in seiner Freizeit dort arbeiten. Das Geld zahlt der Onkel an Hasans Mutter, damit sie Hasans Schulden vom Schwarzfahren bezahlen kann.
5. Onkel M. T. ist Hasans Bezugsperson bei Problemen, telefonisch und persönlich erreichbar.
6. Soziale Aktivitäten mit den Familienmitgliedern unternehmen, wie z.B. Feste, Hochzeitsfeiern, Familienbesuche, Grillen, Fußball-Abende.
7. Onkel D. K. ist als Vertretung von Onkel M. G. für Hasans Beschäftigung im Laden zuständig
8. Onkel S. S. unternimmt samstags oder sonntags etwas mit seinen eigenen Kindern und mit Hasan – oder wenn Bedarf besteht, auch unter der Woche.
9. Onkel A. T. hat die Kontrolle über den Plan.

Die einzelnen Punkte wurden nacheinander besprochen. Zum Beispiel fragte ich nach, wer die Aufgabe der Mutter übernimmt, wenn sie es einmal nicht schaffen sollte, Hasan zur Schule zu bringen oder abzuholen. Das wollte die Schwester der Mutter übernehmen. So wurde der Plan entsprechend konkretisiert.

Es wurden auch Absprachen getroffen, um zu prüfen, ob der Plan funktioniert oder nicht. Falls er nicht funktioniert, wollten sich einige Familienmitglieder – nicht mehr der gesamte Familienrat – noch einmal treffen, um über die Gründe zu sprechen und eventuell Veränderungen vorzunehmen.

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Jugendsozialarbeit – Streetwork mit Empowerment“

TANJA RIES

Freie Mitarbeiterin, Koordination des STREET COLLEGE (SC) und
Aufbau des Career Centers am SC, Gangway e.V., Berlin

STREET COLLEGE ist eine Plattform für individuelle Lernformen. Es geht darum, wie man motiviertes, gelingendes und freudiges Lernen ermöglichen kann. Wir haben durchaus Verständnis für die Schüler, die keine Lust mehr haben, in die Institution Schule zu gehen, weil sie dort das Gefühl haben, dass es niemanden interessiert, was sie selbst interessiert, was ihre Bedürfnisse sind, was sie wirklich können und wer sie wirklich sind. Jeder Mensch verfügt über einzigartige Talente, die aber im herkömmlichen Bildungssystem nicht oder nur wenig berücksichtigt und gefördert werden.

Der Träger Gangway e.V. ist im Laufe seiner Entwicklung zu einem großen Träger geworden und arbeitet seit über 20 Jahren bedarfsorientiert und aufsuchend. Das heißt, die Sozialarbeiter gehen dorthin, wo die Jugendlichen sind und die Jugendlichen setzen selbst den ersten Impuls für das, was durchgeführt werden soll. Es existiert darin ein Grundkonsens, der mich von Beginn meiner Tätigkeit dort begeisterte. Meine Arbeit besteht nicht darin, verschiedene Kultur- oder Bildungsangebote zu machen, die von Jugendlichen besucht werden (oder auch nicht), sondern vielmehr darin, Wünsche zu erfüllen, die Jugendliche in Bezug auf kulturelle oder Bildungs-Aktivitäten äußern.

Dieser Ansatz ist mir über die Jahre bei Gangway e.V. sehr vertraut geworden, weil alle dort auf diese Weise arbeiten. Bei Gangway e.V. werden sehr viele Projekte durchgeführt, ob das die Wiederherrichtung eines alten Fahrzeugs ist oder die Aufnahme von Hip-Hop-CDs mit Jugendlichen unter einem eigenen Label. Bei Letzterem arbeiten wir mit Profis zusammen, um die Jugendlichen bei der Textgestaltung zu unterstützen. Natürlich dürfen sie über Gewalt schreiben und rappen, denn sie ist ein Teil ihres Lebens, aber es soll nicht zur Verherrlichung von Gewalt kommen. Einige sind in diesen Prozessen politisch interessierter geworden oder haben sich auf andere Art geöffnet. Ein weiteres Projekt wird von jungen Frauen mit verschiedenen Essstörungen durchgeführt. Sie hatten begonnen, sich über das Thema „Mode“ mit ihrem Körper auseinanderzusetzen, inzwischen gestalten sie selbst und präsentierten ihre Ergebnisse auf Modenschauen und in einer Ausstellung.

Die Impulse kamen jeweils von den Jugendlichen. Die Sozialarbeiter nahmen die Impulse auf und brachten die Jugendlichen mit jeweiligen Fachexperten zusammen. D.h., wir würden zum Beispiel im Bereich Theater nicht mit Theaterpädagogen arbeiten, sondern mit Schauspielern und Regisseuren.

Vor etwa zwei Jahren begannen wir darüber nachzudenken, dass die Jugendlichen, mit denen wir arbeiten, eigentlich gerade immer älter werden. Es kamen zunehmend junge Menschen im Alter von Anfang bis Mitte 20, weniger die 13- bis 14-Jährigen. Diese jun-

gen Menschen kamen zu uns, weil sie merkten, dass sie in ihrem bisherigen Leben Entscheidungen getroffen hatten, die sich als negativ für ihre Zukunft herausgestellt haben. Sie waren motiviert, etwas zu tun, etwas zu lernen und sich weiterzuentwickeln. Sie hatten jedoch im gängigen Bildungssystem keine Chance für sich gesehen. Für einige kreativ-wirtschaftlichen Berufe benötigt man ein Studium, aber die wenigsten in unserer Klientel haben Abitur, manche Ausbildungen kosten Geld, das sie nicht haben, außerdem kann nicht jeder von morgens bis nachmittags ruhig in einer Bildungseinrichtung sitzen, gerade junge Mütter haben auch nicht die Zeit dafür. All diese Gründe verhindern die Umsetzung ihrer Bildungswünsche.

Diese Lücke wollten wir schließen. Unsere Idee lief darauf hinaus, eine Struktur aufzubauen, in der es zunächst keinen Inhalt gibt. Der Inhalt wird allein dadurch geschaffen, dass ein Jugendlicher mit einem Wunsch an uns herantritt, was er/sie gern lernen möchte. Mit diesem Wunsch versucht man, andere Jugendliche zu finden, die die gleiche Richtung einschlagen möchten. Auf diese Weise kann ein Kurs entstehen, der unter Umständen nur mit einem oder zwei Teilnehmern durchgeführt wird. Im Augenblick hat ein Koreanisch-Kurs begonnen, weil zwei junge Frauen gern diese Sprache lernen möchten und ein entsprechender Kurs an keiner Volkshochschule Berlins angeboten wird. Es war nicht einfach, eine Koreanisch-Lehrerin dafür zu finden, obwohl wir relativ gut vernetzt sind.

Als wir, Sozialarbeiter und freie Mitarbeiter wie ich, die sich mit der Idee identifizierten, damit begannen, im Rahmen von Gangway e.V. so eine Struktur zu planen und aufzubauen, merkten wir, dass wir selbst viele Beschränkungen im Kopf haben und immer wieder stark in Verwertbarkeitsstrukturen denken (Was kann der junge Mensch mit dem, was er hier lernt, hinterher anfangen?). Wir mussten erst Klarheit darüber gewinnen, dass die Jugendlichen, die zu uns kommen, über sehr lange Zeit kein gelungenes Lernerleben mehr hatten und auch einmal etwas lernen wollen, weil sie einfach Interesse daran haben, ohne damit sofort eine berufliche Umsetzung zu verbinden, die sich in barer Münze „auszahlt“. Wenn aber jemand mit dem Wunsch, etwas zu lernen, einen ganz großen Traum verbindet, dies als Beruf zu entwickeln, soll dieser Wunsch ebenfalls berücksichtigt werden. Beide Vorstellungen wollten wir gleichermaßen ernstnehmen.

Wir führten Zukunftswerkstätten durch, um die Umsetzung der Idee immer wieder zu diskutieren. Wir gingen selbstverständlich davon aus, dass wir wüssten, was die Jugendlichen wollen. Da Gangway e.V. aufsuchend arbeitet, schlossen wir die Unterbringung dieser Lernstruktur in einem festen Haus aus. Die Kurse sollten in Werkstätten, in Ateliers stattfinden. Aber vielleicht gibt es auch Jugendliche, die ein festes Haus als Ort des Lernens brauchen? Wir sind immer wieder gestolpert und konnten keinen Lösungskonsens finden.

Der nächste Versuch war die Durchführung einer großen Zukunftswerkstatt unter Beteiligung der Jugendlichen. Das stieß bei diesen jedoch auf keine Resonanz. Sie wollten das nicht mit entwickeln. Sie wollten mit ihren Bildungswünschen zu uns kommen und diese dann umsetzen. Wir stellten fest, dass wir selbst zunächst Fortbildungen benötigten, damit wir selbst erst einmal eine Matrix, eine Theorie bekommen, mit der wir den Weg neu beschreiten können. Für viele von uns kam der entscheidende Durchbruch, als uns mein Lehrer und Mentor Dr. Gerhard Huhn während der Fortbildung eine Einführung in den „Flow“ gab.

Um das Prinzip des „Flow“ zu erläutern und ein „Aha-Erlebnis“ für die Arbeitsgruppe zu schaffen, möchte ich zunächst mit Ihnen eine Schreibübung durchführen: 1. Erinnern Sie sich daran, worauf Sie stolz sind. Das können kleine oder große Dinge sein. 2. Was haben Sie als Kind so gern gemacht, dass Sie in der Beschäftigung damit Raum und Zeit vergaßen? 3. Bei welchen Tätigkeiten können sie leicht eine große Ausdauer entwickeln? 4. Welche Momente fallen Ihnen ein, in denen Sie besondere Herausforderungen gemeistert haben? 5. Welche Fähigkeiten brauchten Sie, um genau diese Herausforderungen meistern zu können? Was hat Ihnen geholfen? Wie haben Sie das gemacht? 6. Was schätzen andere an Ihnen? Wofür bekommen Sie positives Feedback?

Diese Fragen sind ein verkürzter Ansatz, um nach Stärken von Menschen zu forschen. Je normaler wir etwas finden, desto größer ist es in unserem Stärkenbereich. Der rauschhafte Zustand, wenn etwas gelingt, entsteht meist dann, wenn wir eine große Herausforderung meistern, die wir uns zutrauen, oder wenn wir uns vollkommen auf etwas einlassen und darin vollkommen aufgehen.

Der Psychologe Mihály Csíkszentmihályi, der diese Theorie entwickelte, nannte sie zunächst die Lehre vom gelungenen Leben. In zahlreichen Interviews gab er jedoch an, dass die Menschen sehr häufig vom „Flow“ sprechen. Dadurch hat seine Forschung den Namen „Flow“ bekommen. Ein „Flow“ ist durch den Verlust des Gefühls für Raum und Zeit, oft auch für den Körper, durch eine vollkommene Fokussierung und Konzentration auf eine Sache gekennzeichnet. Man geht in dieser Sache auf. Das Bewusstsein für sich selbst und die Sache, die man tut, verschwindet. Man ist die Sache. Die Sache wird zum Selbstzweck. Csíkszentmihályi begann seine Forschung in den 1970er/1980er-Jahren mit Turniertänzern, Bergsteigern, Schachspielern und Chirurgen, mit Menschen, die auf ihrem Gebiet Höchstleistungen vollbringen. Er stellte sich die Frage, wie diese Menschen diese Leistungen scheinbar mühelos erbringen können. Sie tun es einfach und sind offenbar glücklich und zufrieden dabei. Natürlich trainieren die Turniertänzer hart, weil sie den Preis gewinnen wollen. Sie haben ein klares Ziel. Aber in dem Moment, in dem sie tanzen, sind sie immer bei dem jeweiligen Schritt, bei dem augenblicklichen Takt.

Csíkszentmihályi forschte nach Mustern und Zusammenhängen und stellte fest, dass der „Flow“ im Bereich zwischen Unterforderung und Überforderung stattfindet (**Abbildung 1**).

Nach Ansicht von Csíkszentmihályi bewegen wir uns im Flow, in einem „Schaffensrausch“, auf einem schmalen Grat zwischen Über- und Unterforderung. Um sich bei einer Aufgabe in den Zustand des Flows zu versetzen, muss einem erstens die Tätigkeit gefallen und zweitens die Anforderung so hoch sein, dass sie die volle Konzentration erfordert. Sie darf jedoch nicht so hoch sein, dass man überfordert ist, denn dann ist die „Mühelosigkeit“ nicht mehr gegeben. Das Flow-Erlebnis wird durch diese beiden Faktoren Mindestanforderung und Anforderungsgrenze beschränkt. Den „Flow“ kann man demnach zwischen Burnout, Angst, Stress im Bereich der Überforderung und Langeweile und Depression im Bereich der Unterforderung ansiedeln (**Abbildung 2**).

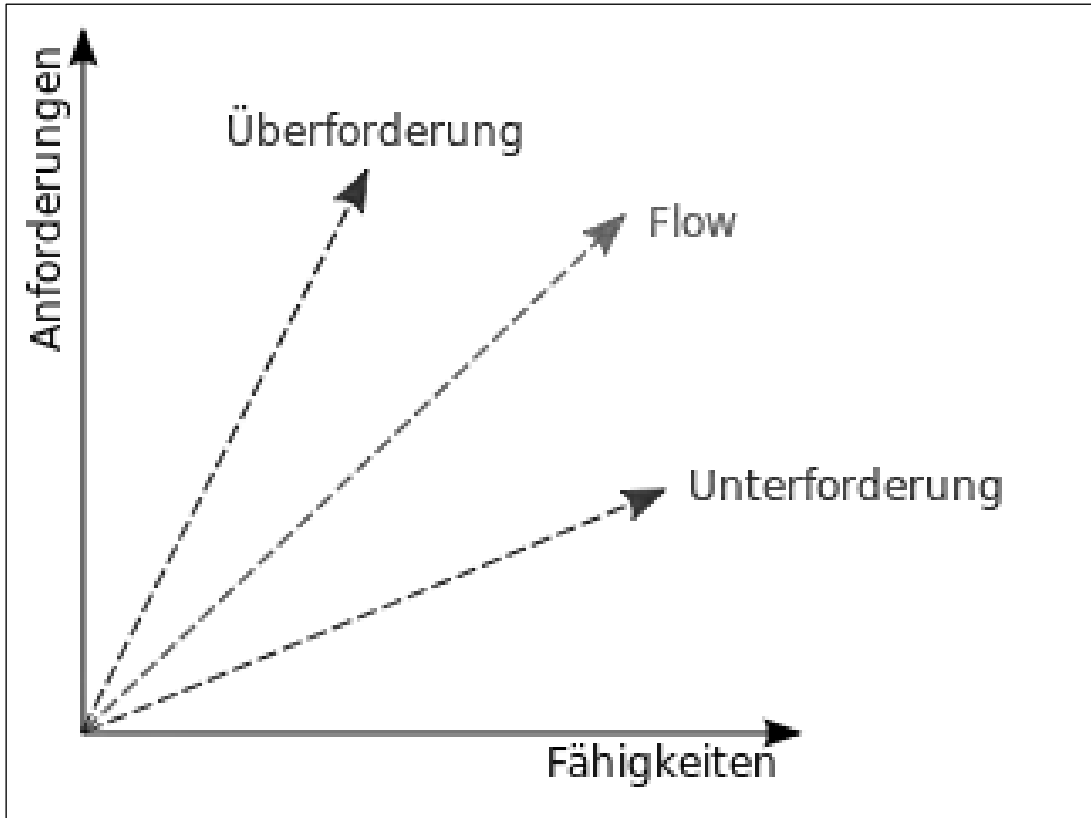


Abbildung 1

Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Flow_%28Psychologie%29

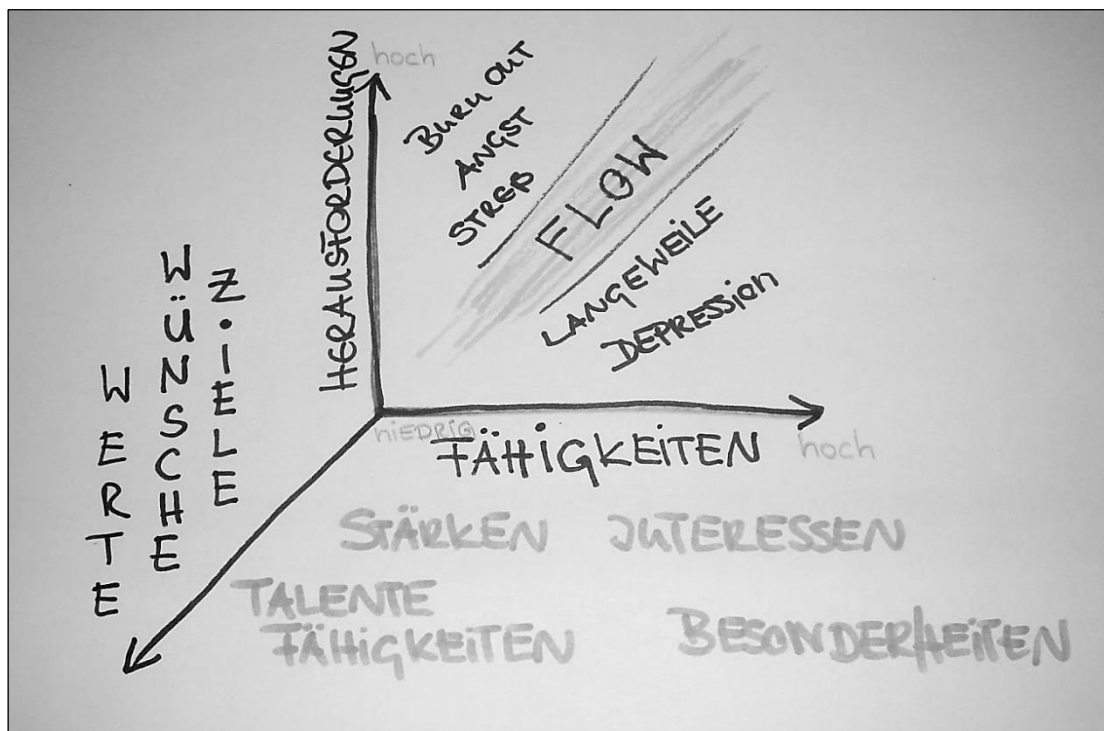


Abbildung 2

© Tanja Ries

Die Menschen, die im Bereich des Gelingens sind, beschreiben stets das Gefühl der Kontrolle. Eine neue Herausforderung löst in unserem Gehirn einen Erregungszustand aus. Es ist nicht sicher, ob es wirklich gelingen wird. Aber man traut sich zu, diese Herausforderung anzugehen und zu schaffen. Ist dieser Schritt getan, geht es darum, das erweiterte Können zu etablieren und zu festigen, was mitunter nicht einfach ist und sogar einen Rückschritt nicht ausschließt. Das erfordert Ausdauer und nur dann ist der nächste Schritt möglich. Im Bereich des Gelingens, zwischen Unter- und Überforderung, kommen wir weiter und macht Lernen Spaß.

Die Menschen, mit denen Csíkszentmihályi seine Forschungen betrieb, eint außerdem, dass sie alle ein klar definiertes Ziel haben. Sie haben zudem die Möglichkeit, auf ihrem Weg regelmäßig Feedback zu bekommen, ob sie auf dem richtigen Weg sind oder nicht. Die Fähigkeit zum Flow-Erlebnis ist Csíkszentmihályi zufolge erlernbar. Trotzdem scheint es einigen Persönlichkeiten leichter zu fallen als anderen, weil sie u.a. Feedbacks lesen können. Manche brauchen keinen anderen für ein Feedback, sondern merken es selbst, wenn sie gut waren oder wenn etwas nicht gut gelungen ist. Bei den Sozialarbeitern, mit denen ich zu tun habe, fällt mir der Unterschied häufig auf. Einige Sozialarbeiter sind glücklich in ihrer Arbeit, weil sie sehen, was mit ihren Schützlingen oder Klienten passiert. Andere wiederum sind oft frustriert, weil sie keinen Dank für ihre Arbeit bekommen; sie brauchen das aktive Feedback von außen, weil sie den Blick nicht dafür haben, dass etwas gut gelungen ist.

Die Herausforderung ist mit unseren Kompetenzen und Fähigkeiten zu bewältigen. Der zurzeit oft zitierte Gerald Hüther beschrieb die Grundmatrix für die optimale Entwicklung eines Kindes ähnlich. Ein Kind erfährt Sicherheit durch das positive Signal: „Du bist großartig!“. Je sicherer es im Bereich des Gelingens ist, desto mutiger ist es, Herausforderungen anzugehen. Das Kind kann dabei durch Erwachsene ermutigt werden, weitere Schritte zu wagen, aber auch zurückgehalten, entmutigt und demotiviert werden, um in den Bereich der Unterforderung zu geraten. Bei Weitem nicht alle Menschen aber erleben schon als Kinder das Gefühl der Selbstwirksamkeit – vor allem nicht die, mit denen wir in der Sozialarbeit zu tun haben.

Eigentlich geht es auch bei uns im STREET COLLEGE zunächst ganz stark darum, wenn jemand mit seinen Wünschen kommt, zu sichern, dass ein gelungener Kurs entsteht. Ein wesentlicher Aspekt beim Lernen ist die Beziehungsarbeit. Kann ein Jugendlicher einen Fachexperten nicht leiden, ist dessen Können unerheblich und er hat keine Chance, einen gelingenden Lernprozess zu erreichen. Das ist uns durchaus schon passiert. Ein sehr engagierter Filmproduzent hatte ein umfangreiches Konzept erarbeitet, um Jugendlichen, die das Filmen lernen wollten, regelrechten, theoretischen Unterricht zu erteilen, bevor er ihnen eine Kamera in die Hand geben wollte. Das funktionierte nicht. Vielmehr sollten die Jugendlichen mit und an der Kamera, auch an den Fehlern, lernen. Zu den theoretischen Treffen sind die Interessenten nicht erschienen, sie sind jedoch gerade dabei, vier Videoclips zu beenden. Dafür stehen sie selbst am Sonntag früh auf. Ich selbst begleite eher die Dozenten und arbeite weniger direkt mit den Jugendlichen. Dabei erlebe ich immer wieder, dass das Lernen gesichert werden muss. Die Musiker, Filmemacher, Schauspieler u.a. scheitern mitunter, d.h. die Jugendlichen brechen ab, weil der Schritt einfach zu groß für sie war.

Wenn wir andere dabei unterstützen wollen, in die gelungenen Prozesse zu gehen, müssen wir mit ihnen ihre Stärken, Fähigkeiten und Talente herausfinden. Viele unserer Jugendlichen benötigen eine lange Zeit, bevor sie ein Bewusstsein dafür und ein Zutrauen in sich selbst bekommen. Für sie ist es schon ein bedeutender Schritt, zu uns zu kommen und zu sagen, was sie wollen – einen Bedarf zu äußern. Immer, wenn ich STREET COLLEGE erkläre, halten es alle – Jugendliche, junge Erwachsene oder auch Kollegen – für sehr gut, fragen aber gleichzeitig nach unserem Programm. Sie sind erstaunt, dass es kein Programm gibt, sondern man sich einfach wünschen kann, was man lernen möchte. Trotzdem fragen sie danach, wo man nachlesen kann, was wir anbieten. Das heißt, es hört sich einfach an, aber es fällt vielen schwer, klar zu sagen, was sie wirklich wollen, wenn sie plötzlich frei und ohne einschränkendes Rahmenprogramm Wünsche äußern dürfen, wenn also niemand sagt, man könne zwischen verschiedenen Kursen und Fortbildungen wählen. Wir bekommen außerdem immer wieder Anfragen von Projekten kultureller Bildung, die Jugendliche suchen. Die Jugendlichen sollen dort hineingenommen werden, wobei es nicht um sie selbst geht.

Für uns als Sozialarbeiter/Bildner/Betreuer besteht die Herausforderung, die Jugendlichen nicht mit Ratschlägen zu versehen, sondern ihnen als „Nichtwissende“ entgegenzutreten. Das ist nicht einfach, weil man versucht ist, den Jugendlichen Alternativen zu eröffnen, die sie nicht kennen. Sie wollen in erster Linie etwas lernen, von dem sie schon eine gewisse Vorstellung haben. Trotzdem müssen wir an ihren Wünschen ansetzen, um ihnen dann im Laufe des Lernprozesses noch Alternativen links und rechts davon aufzuzeigen. Manchmal werden Wünsche geäußert, die mit dem Lernziel nicht unbedingt übereinstimmen. Zum Beispiel möchte jemand das Programmieren lernen, bei näherer Betrachtung stellt sich jedoch heraus, dass er lediglich schnell mal eine Website erstellen oder etwas ins Netz stellen möchte. In einem solchen Fall kann er an drei oder vier Terminen teilnehmen, ohne dass er gefragt wird, warum er zu den restlichen sechs Kursterminen nicht mehr gekommen ist. Die Jugendlichen kommen meist wieder, wenn sie erst einmal eine gute Erfahrung gemacht haben.

Die geäußerten Wünsche jedes Einzelnen werden wichtig genommen und wertgeschätzt. Außerdem bekommen die Jugendlichen bei uns positives Feedback und Ermutigung. Die Stärken der Teilnehmer werden widergespiegelt. „Stärken stärken“ heißt das Motto. Viele beschäftigen sich damit, über ihre Schwächen nachzudenken und versuchen diese auszugleichen, oft vergeblich. Es kommt vielmehr darauf an, seine Entwicklung an den Stärken auszurichten. Dadurch entsteht auch leichter Motivation, sie ist aber noch nicht automatisch gegeben. Das stellte ebenfalls Csíkszentmihályi fest. Gerhard Huhn legte dar, dass man Höchstleistung inzwischen gut erklären und die Wege mit den verschiedenen Phasen markieren kann. In der Plateauphase geht es um Disziplin und das „Dranbleiben“. (Ich gehe allerdings eher davon aus, dass man mit Engagement keine Disziplin braucht.) Die bekannten Hochleistungssportler kennen den „Flow“ sehr gut und wir können die Entwicklung ihrer Karriere nachvollziehen. Trotzdem verlaufen die Lebensumstände nach Beendigung dieser Sportkarrieren höchst unterschiedlich – wenn man zum Beispiel Steffi Graf und Boris Becker vergleicht.

Gerhard Huhn versuchte, eine neue Dimension für die Motivation in das Schema zu bringen. Um überhaupt etwas zu tun, braucht man einen Beweggrund. Die Beweggründe, die wir alle haben, sind unsere Werte und das Bedürfnis, dass unsere Werte in unserem Leben in Erfüllung gehen. Genau das treibt uns an. Aus diesen noch unerfüllten Werten ergeben sich Wünsche. Für ein bestimmtes Ziel, das mehrere Menschen gemeinsam anstreben, gibt es oft unterschiedliche Beweggründe. Jemand, der seinen wirklichen Beweggrund später erkennt, modifiziert eventuell sein Ziel, um dieses dann mit seinen Stärken anzustreben. Und jedem Schritt wohnt bereits die Verwirklichung inne.

Wenn wir Menschen im Bereich ihrer Stärken Möglichkeiten zum Lernen geben, fällt ihnen das Lernen leicht. Wenn man außerdem weiß, was diese Menschen antreibt, ist es möglich, sie immer wieder an ihre Motivation zu erinnern. Man kann andere Menschen jedoch nicht gegen ihren Willen motivieren. Man kann herausfinden, was sie selbst motiviert, was sie zieht und in Bewegung bringt und wohin sie wollen. Menschen sind immer bestrebt, bestimmte Gefühlszustände zu erreichen. Jeder Beweggrund ist bedeutungsvoll und achtenswert. Es muss in einem künstlerischen Kurs nicht jeder ein Künstler werden. Manche sind in dem Kurs, weil sie dabei sein wollen und ihre Zufriedenheit daraus gewinnen, mit anderen Menschen gemeinsam etwas zu lernen.

Eigentlich ist es ganz leicht, wenn man das weiß. Es erfordert aber sehr viel Zeit, Geduld und intensives Eingehen auf die Person. Auch wenn in unserem Lernsetting kein Zwang herrscht, ist es mitunter frustrierend, wenn man alles nach den Wünschen der Jugendlichen arrangiert und einige trotzdem nicht erscheinen. Wir wissen manchmal nicht, welche Probleme in diesen Fällen mitspielen. Im Januar werden vier Jugendliche damit beginnen, bei uns den Hauptschulabschluss nachzuholen. In die vorhandenen Projekte, die so etwas anbieten, wollen diese Jugendlichen aber nicht, weil dort Anwesenheitspflicht besteht. Sie wollen sich stattdessen auf die Nicht-Schüler-Prüfung vorbereiten. Das ist für uns alle Neuland und bedeutet auch für uns, dass wir viel zu lernen haben. Hier müssen die Jugendlichen auch etwas lernen, was sie nicht interessiert. Die Motivationsarbeit ist leichter, wenn wir wissen, was der Einzelne mit dem Abschluss erreichen will.

Bei solchen Projekten, wie wir sie durchführen, wird es oft unterschätzt, die Rahmenbedingungen für alle zu schaffen, die das Lernen erleichtern, denn diese können für jeden anders aussehen. Jeder hat andere Vorstellungen von optimalen Bedingungen. Einer braucht seinen festen Platz und andere können sich überall konzentrieren. Einer kann nur allein mit einem Dozenten lernen, ein anderer nur in der Gruppe. Einer braucht viele kleine Pausen, andere weniger, einer braucht viel Abwechslung, der andere muss sich beim Lernen bewegen können, nebenbei mit einem Gegenstand spielen usw. Das heißt, es ist eine ganz individuelle Arbeit mit jedem jungen Menschen, der bei uns etwas lernen will. Das kann eine Institution mit größeren Gruppen nicht leisten.

Das „Zielszenario“ ist eines der größten motivierenden Kräfte, so lange die Menschen noch im Stadium des Wunsches sind. Wünsche haben alle, aber nur wenige gehen einen Schritt weiter, definieren ein klares Ziel und stellen es sich so vor, wie es sein wird, wenn sie es erreicht haben. Das ist bereits ein großer Schritt in die Selbstbestimmung und Verantwortungsübernahme. Bei vielen Jugendlichen, mit denen ich arbeite, wird dieser Schritt total blockiert, weil keine diesbezügliche Lernerfahrung vorliegt.

Es ist allgemein in der Gesellschaft wesentlich verbreiteter, sich zurückzulehnen und die Verantwortung bei anderen (der Politik, den Lehrern, Erwachsenen...) zu sehen, mit der Einstellung, man könne ohnehin nichts ausrichten, als seine Wünsche selbst in die Hand zu nehmen und die Verantwortung dafür zu übernehmen. Dabei unterstützen wir die Jugendlichen, definieren gemeinsam die Ziele und bauen gemeinsam den Weg dorthin.

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Hilfen zur Erziehung: Familienrat in Berlin – JaKuS“

Zwei Perspektiven eines Familienrates

SINA ADAMY

Diplom-Sozialpädagogin, Koordinatorin von Familienräten, Berlin

MAIK WALTER

Bürgerkoordinator von Familienräten, Berlin

Maik Walter: Als betroffener Vater konnte ich einen Familienrat erleben und bin fest davon überzeugt, dass es sich unbedingt lohnt, so etwas zu probieren. Ich werde meine Erfahrungen aus der Perspektive der Familie, die mich dazu bevollmächtigt hat, darlegen.

Die Situation in der Familie stellte sich so dar, dass wir – die Eltern einer damals siebenjährigen Tochter – in der Trennungsphase sehr mit uns beschäftigt waren und dies negative Auswirkungen auf die schulischen Leistungen meiner Tochter hatte. Aufgrund dieses engen Zusammenhangs zwischen familiärer Situation und dem extremen Leistungsabfall in der Schule ist es sehr wichtig, die Probleme in der Gesamtheit zu betrachten und zu bearbeiten. Zunächst hatten wir unsere Tochter beim Schulpsychologischen Dienst vorgestellt, denn zum Leistungsabfall kamen damals passive Schulvermeidung und Selbstverletzungen hinzu. Im Ergebnis der Untersuchung stellte sich heraus, dass sie dringend förderbedürftig wäre, aber nicht förderfähig. Wir suchten uns selbst eine Lerntherapie, um nicht zu viel Zeit ungenutzt verstreichen zu lassen. Allerdings änderte das nichts an dem familiären Konflikt. Nach einem Jahr mit der Lerntherapie gab es einen neuen Termin im Schulpsychologischen Dienst. Die Leistungen meiner Tochter hatten sich in dieser Zeit unwesentlich verbessert. Die Mitarbeiterin des Schulpsychologischen Dienstes erkannte zwar die Not des Kindes, konnte uns aber nicht weiterhelfen. Sie schlug vor, eine Helferrunde einzuberufen und das Jugendamt einzubeziehen. Frau Adamy – unsere Betreuungsperson im Jugendamt, wurde zu dieser Helferrunde eingeladen.

Sina Adamy: Das Kind hatte außerdem eine Lese-/Rechtschreib-Schwäche, war aber trotz ihrer Probleme noch zu gut, um gefördert zu werden. Darin lag das Dilemma. Die vorliegenden Gründe führten dazu, dass die Helferrunde gemeinsam überlegte, was die Familie tun könne, damit es S. wieder besser geht und sie in der Schule wieder gut mitkommen kann. Dort entstand die Idee, einen Familienhelfer als Unterstützung im Haushalt der Mutter einzusetzen. Diese Maßnahme wurde nur zeitlich befristet bewilligt und für die Zeit nach der Familienhilfe kam der Familienrat ins Gespräch.

Organisatorische und inhaltliche Vorbereitung des Familienrats

Eine unparteiische Person, die die Familie nicht kannte, nahm den Kontakt zur Familie auf und beide Eltern stimmten der Durchführung eines Familienrats zu. Zur Vorbereitung der Familie mussten verschiedene Fragen geklärt werden, wie zum Beispiel, wo der Familienrat stattfinden und wer daran teilnehmen soll. Das Kind selbst hatte aus Angst eine

Teilnahme am Familienrat abgelehnt. In solchen Fällen muss es einen Vertreter für das Kind geben. Für die Tochter hatte die Nachbarin diesen Part übernommen.

Maik Walter: So einfach war es mit der Zustimmung der Eltern zunächst nicht. Wir brauchten ein Vierteljahr, um uns damit anzufreunden. Allerdings waren wir gezwungen, etwas zu verändern. So nahmen wir schließlich das Angebot des Jugendamtes zum Familienrat an, obwohl wir nicht wussten, worauf wir uns einlassen. Aber unsere Erwartung war, dass es keinesfalls schlechter wird.

Zunächst wurden folgende Fragen geklärt:

- Wann und wo will die Familie ihren Familienrat stattfinden lassen?
- Wer soll daran teilnehmen?
- Welche Speisen und Getränke sollen gereicht werden?
- Wer könnte dabei helfen?
- Wer übernimmt die Moderation in der Familienphase?
- Welche Räumlichkeit wird gewählt? Wie soll der Raum ausgestattet sein?
- Welche Bedenken könnte es geben und wie können diese ausgeräumt werden?

Schon die Wahl des Ortes war schwierig. Weil es ein neutraler Ort sein sollte, kam weder die Wohnung der Mutter noch die des Vaters infrage. Letztlich einigten wir uns auf einen Raum, den uns der zuständige Träger der Familienhilfe zur Verfügung stellte.

Die zweite Frage war die nach den Personen, die eingeladen und motiviert werden sollten, daran aktiv teilzunehmen. Neben Familienmitgliedern sollten auch Fachkräfte wie Therapeuten und Vertreter der Schule und der Hortbetreuung hinzugezogen werden.

Die Fragen wurden nach und nach mit Hilfe der Koordinatorin bearbeitet, denn allein wären wir damit etwas überfordert gewesen. Zum Familienrat bauten wir sogar ein kleines Buffet auf, als handelte es sich um eine Geburtstagsfeier. Das zeugt davon, dass wir dieses Treffen nicht unter dem Aspekt betrachteten, dass „das Jugendamt“ zu uns kommt, um mit uns eine Entscheidung zu erarbeiten. Dieser Rahmen schuf eine gute Gesprächsatmosphäre für alle Beteiligten.

Sina Adamy: Die Familie selbst verschickt die persönlich verfasste Einladung, die folgende Punkte enthält:

- Grund des Treffens,
- Termin und Treffpunkt,
- Hinweis auf fachliche Unterstützung,
- Ankündigung der Kontaktaufnahme des Koordinators,
- Bitte um Mitarbeit.

Es ist ein Unterschied, ob ein Familienmitglied eine Einladung von einem Amt bekommt oder ob die Familie eine persönliche Einladung, vielleicht mit einem vom Kind gemalten

Bild oder einem Foto und mit einer Bitte des Kindes um Unterstützung, verschickt. Wenn ich die Eingeladenen im nächsten Schritt anrufe, ihnen den Zweck und den Vorgang eines Familienrates erkläre und frage, ob sie teilnehmen würden, haben sich diese Personen bereits damit auseinandergesetzt und sind nach meiner Erfahrung zur Mitarbeit bereit, mitunter haben sie bereits Ideen.

Alle Leute sind nun eingeladen, alle wissen, wie der Familienrat abläuft, alle kommen zu diesem Treffen. Auch dabei gibt eine bestimmte Rollenaufteilung. Eine Person aus der Familie übernimmt die Moderation. Es gibt Vertreter bzw. Unterstützer für die Kinder, aber auch Erwachsene können sich einen Unterstützer aussuchen. Dazu gibt es viele Vorgespräche. Es ist die Aufgabe des Koordinators, mit jedem Einzelnen so zu sprechen, dass sich jeder wohl und sicher fühlt. Manchmal sind Situationen so zu gestalten, dass auch Familienmitglieder teilnehmen, die sich eigentlich nicht mögen („Wenn der Onkel X kommt, komme ich nicht...!“). Dass es dem Kind gut geht, ist ein gemeinsamer Faktor, der dazu führt, alles andere außer Acht zu lassen.

Maik Walter: Die Sorge um das Kind zieht sich wie ein roter Faden durch alle Gespräche mit den Personen, die wir einladen, ob das der Trainer der Sportgruppe oder die Lehrerin ist. Ein Lehrer kann vielleicht in der Schule nicht viel bewirken, aber wenn er eine Plattform von mehreren Helfern erlebt, wo er mit seiner Stimme etwas bewegen kann, ist er sicher dankbar.

Auch wenn meine Tochter nicht direkt am Treffen teilnehmen wollte, war sie stets mit eingebunden. Sie hatte Kontakt mit den Koordinatoren und durfte einen Brief schreiben, in dem sie ihre Wünsche formulierte. Sie beobachtete im Hintergrund, was ihre Eltern tun.

Sina Adamy: Zur Beteiligung von Kindern gibt es verschiedene Möglichkeiten:

- Spiel- und Beschäftigungsmaterial,
- gegebenenfalls eine Person, die sich für die Kinder verantwortlich fühlt.
- Klären Sie, ob das Kind einen „Unterstützer“ benötigt.
- Prüfen Sie ggf. andere Möglichkeiten einer Beteiligung (z.B. per Telefon, Brief oder Videobotschaft).
- Einbindung von persönlichen Interessen (z.B. Musik, Fotos oder Spiele).

Bei kleineren Kindern habe ich als Koordinatorin darauf zu achten, ob jemand auf diese aufpasst und sie beschäftigt.

Der Brief (**Abbildung 1**), den das Mädchen zusammen mit einer mütterlichen Freundin aus der Nachbarschaft vor dem Familientreffen geschrieben hatte, war bahnbrechend für den Familienrat.

In der Familienphase hangelten sich dann alle Teilnehmer genau an den darin formulierten Wünschen entlang und der Plan versuchte die Wünsche bestmöglich zu berücksichtigen, teilte Maik Walter mit.

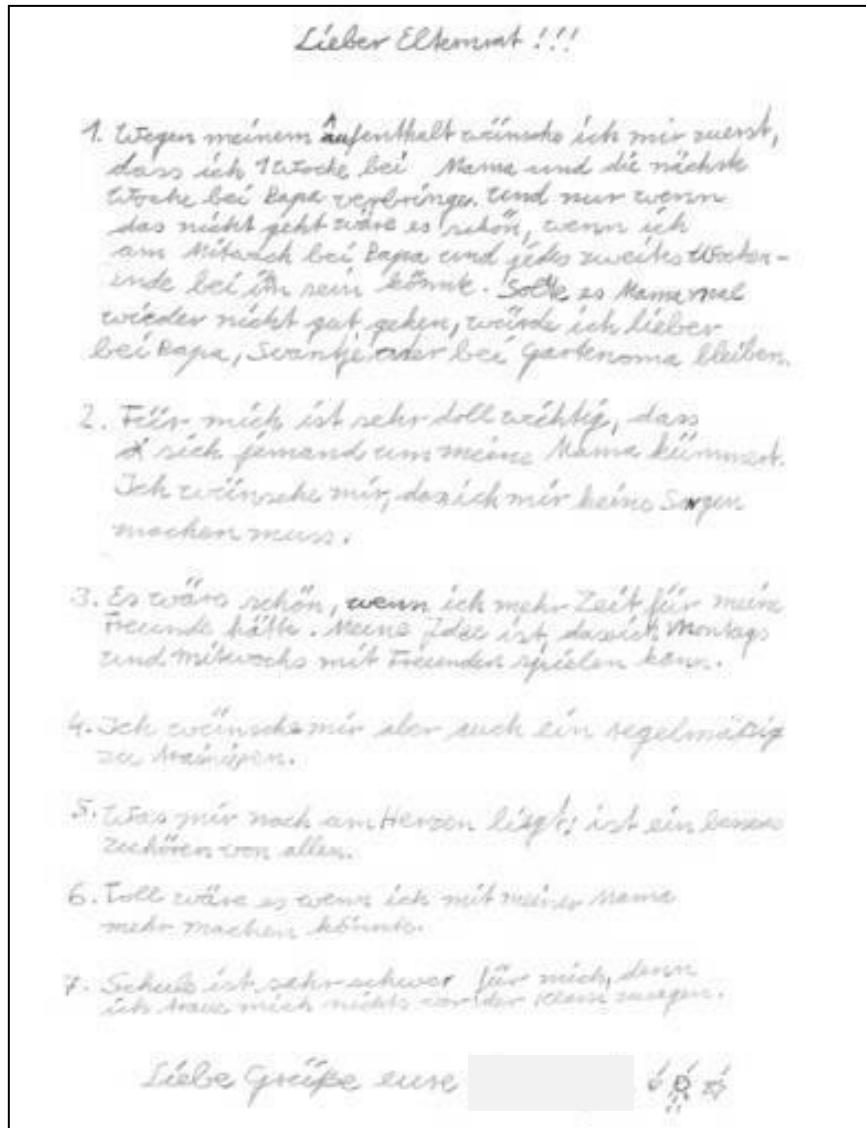


Abbildung 1

© Sina Adamy/Maik Walter

Jetzt wird es ernst! – Der Familienrat

Maik Walter: Nachdem die Vorbereitungen abgeschlossen waren, konnte der Familienrat stattfinden. 14 Personen nahmen daran teil:

- Sozialarbeiterin des Jugendamtes,
- Familienhelferin,
- Therapeutin des Kindes,
- Mutter,
- Vater,
- Schwester mit Lebenspartner,
- Onkel mit Lebenspartnerin,
- zwei Freunde der Eltern,

- Lehrerin des Kindes,
- Therapeutin der Mutter,
- Nachbarin.

Es war für mich erstaunlich, wie viel Kraft im Raum spürbar war, wie viele Leute mit ihren Ideen, Meinungen und Lebenserfahrungen einen großen Beitrag dazu leisteten, dass der Familienrat entspannt und konstruktiv ablief. Insbesondere die Therapeutin der Mutter konnte viele offene Fragen klären und vieles zur Erkrankung der Mutter für uns Laien verständlich machen.

Sina Adamy: Aber auch mir als Profi wurde damit einiges klar, denn ich wusste vorher nichts von der Erkrankung. Selbstverständlich wird vorher mit den Betroffenen besprochen, welche ansonsten der Schweigepflicht unterliegenden Sachverhalte während des Familienrats offengelegt werden dürfen. Danach sagte mir die Mutter, dass sie sehr froh darüber war, dass die Therapeutin für sie gesprochen hatte, denn sie selbst hätte es nicht über die Lippen gebracht und ihr war es ein Herzensanliegen, reinen Tisch zu machen.

Der Familienrat findet in **drei Phasen** statt.

1. Informationsphase

In der Informationsphase werden noch einmal die Probleme und Sorgen beschrieben. Im hier dargelegten Familienrat lief die Informationsphase folgendermaßen ab:

- das Koordinatorenteam begrüßte die Teilnehmer,
- die Anwesenden stellten sich kurz vor,
- Fachkräfte brachten aktuellen Wissensstand ein,
- Familie stellte Fragen,
- Der Brief wurde verlesen und machte jede weitere Sorgeformulierung unnötig.

In der Regel trägt der Vertreter des Jugendamtes eine konkrete Sorgeformulierung vor. Die Fragen der Familie an die Fachleute werden lediglich beantwortet, allerdings werden von den Fachleuten keine Lösungsvorschläge vorgebracht. Sind alle Fragen beantwortet, beginnt die nächste Phase, die

2. Familienphase

In dieser Phase verlassen die Fachleute, auch der Koordinator, den Raum. Der Familie wird zugetraut, gemeinsam eine eigene Lösung zu finden.

Maik Walter: Für uns war es in dieser Phase selbstverständlich, dass wir allein im Raum waren. Wir wussten, dass wir jetzt alle gemeinsam nach einer Lösung suchen mussten. Dazu nahmen wir uns immer wieder den Brief meiner Tochter vor. Auf einem Flipchart schrieben wir die wesentlichen Punkte auf und arbeiteten sie ab. Wir nahmen ihre Sorgen, zum Beispiel mehr Zeit für Freunde zu haben, dass sie sich nicht traut, vor der Klasse zu sprechen usw., sehr ernst. Wir suchten nach Möglichkeiten, ihr zu helfen.

Zusammengefasst verlief die Familienphase folgendermaßen:

- Austausch der Standpunkte,
- Ermitteln der wichtigsten Themen,
- angemessene Berücksichtigung der Wünsche des Kindes,
- Auflösung von „Nebenkriegsschauplätzen“ z.B. zwischen der Schwester und der Mutter,
- Planerstellung mit fortlaufenden Korrekturen bei der Bearbeitung.

Innerhalb von etwa drei Stunden entwickelten wir einen Plan. Wir signalisierten den Fachleuten, die sich im Nebenraum oder in der Umgebung aufhielten, dass wir fertig seien, und versammelten uns nach einer kleinen Verschnaufpause wieder gemeinsam im Raum zur nächsten Phase.

3. Konkretisierungsphase

In der Konkretisierungsphase wird den Fachleuten der Plan der Familie vorgestellt. Die Schwerpunkte und Gründe für getroffene Entscheidungen werden erläutert.

Sina Adamy: Der Plan der Familie war recht umfangreich. Die Wünsche vom Kind wurden – soweit möglich – Wochentagen zugeordnet und Punkt für Punkt bearbeitet. Als ich den Plan sah, war ich wirklich beeindruckt und dachte, dass ich mindestens fünf bis zehn Beratungsgespräche gebraucht hätte, um allein die Umgangsregelung, die Kontakte und Besuche zu klären.

Maik Walter: Der Freund unserer volljährigen Tochter war ein guter Moderator und stellte auch den Plan vor. Er erklärte, warum wir zu den Entscheidungen gekommen sind, welche Wünsche meiner Tochter wir berücksichtigten und welche wir aus bestimmten Gründen nicht berücksichtigen konnten. Mir war damals nicht klar, dass das Jugendamt diesem Plan zustimmen musste. Wir hatten einen guten Plan und ich hätte wohl nicht zugelassen, wenn das Jugendamt diesen nicht genehmigt hätte. Das war *unser* Plan und *unsere* Lösung. – Der Plan wurde aber abgenommen.

Sina Adamy: Das macht auch eine gute Vorbereitung aus. Die Koordination hat vorher zu verdeutlichen, welche Mindestanforderungen erfüllt sein müssen. Der Plan der Familie bleibt der Plan der Familie und wird nicht „mit dem Rotstift“ zusammengestrichen. Es geht darum, die Schritte und Maßnahmen, die der Plan enthält, zu konkretisieren und genauer zu strukturieren. Zum Beispiel: „Jeden Mittwoch um 17 Uhr macht der Onkel mit dem Kind Hausaufgaben.“ Hier wird auch eine Verbindlichkeit hergestellt.

Folgerat zur Wirksamkeitsprüfung

Nach drei Monaten trifft man sich zum Folgerat, der der Überprüfung des Planes und seiner Umsetzung dient. Die Familie hat die Chance zu präsentieren, wie ihr Plan funktioniert hat und an welcher Stelle ggf. Korrekturen erforderlich sind.

Maik Walter: Der Termin zum Folgerat wurde gleich am Tag des Familienrates vereinbart. Die Teilnehmer schildern ihre Eindrücke der vergangenen Monate. Im Folgerat wurde die Wirksamkeit der Absprachen überprüft. Eventuell notwendige Korrekturen werden thematisiert und verschiedene Maßnahmen können hier nachgebessert werden. Der Folgerat ist aus meiner Sicht sehr wichtig, weil er sicherstellt, dass sich niemand aus den Vereinbarungen herauszieht, und weil man gemeinsam feststellen kann, welche Dinge aus welchen Gründen nicht funktionieren.

Sina Adamy: Diesmal war die Tochter von Herrn Walter auch anwesend. Sie hatte vorher große Schwierigkeiten, vor der Klasse zu sprechen. Im Folgerat hatte sie den Mut, selbst über die Veränderungen zu berichten. Im Prinzip wurden alle Punkte des Plans erfüllt, nur beim „Zuhören“ durch den Vater war die Zufriedenheit noch nicht vollständig hergestellt.

Maik Walter: Das muss ich selbstkritisch zugeben. Es ist auch heute noch ein Thema. Daran muss ich noch arbeiten, nicht gleich Lösungen anzubieten, ohne richtig zugehört zu haben. Ansonsten konnten wir auch nach drei Monaten ohne eine Veränderung nach dem Plan weiterarbeiten.

Aktueller Stand:

Auch heute, nach vier Jahren, haben die Vereinbarungen, die wir uns überlegt hatten, in der gleichen Konstruktion noch zu 100 Prozent Bestand.

Es gibt eine verlässliche und stabile Lebenssituation für Kind und Eltern. Meine Tochter hat ihren Lebensmittelpunkt verlagert, sie wohnt seit vier Jahren bei mir. Sie besucht ein Sportgymnasium – Sie erinnern sich: der Beginn war durch eine Lese-/Rechtschreibschwäche und Versetzungsgefährdung gekennzeichnet! Sie ist außerdem eine erfolgreiche Leistungssportlerin im Kanurennsport. Das Kind fügt sich auch keine Wunden mehr zu, sondern ist ein ganz normaler, gesunder Teenager. Auch wenn sie immer noch nicht gern vor der Klasse spricht, hat sie Spaß an der Schule und möchte das Abitur ablegen.

Sie hat regelmäßigen Kontakt zu ihrer Mutter. Wir beide, Vater und Tochter, sind ein gutes Team geworden. Wir haben unseren Weg gefunden. Ohne den Familienrat hätten wir uns als Eltern an unseren Differenzen aufgegeben. Der Familienrat war für uns ein Geschenk.

Sina Adamy: Soweit zu einem konkreten Familienrat, wie wir ihn erlebt haben. Ich habe noch viele andere erlebt, auch in unserem Projekt „JaKuS“, das Herr Langner vorstellen wird.

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Hilfen zur Erziehung: Familienrat in Berlin – JaKuS“

Das Konzept des Familienrats in Berlin

VOLKER LANGNER

Diplom-Soziologe, Koordinator von Familienräten, JaKuS gGmbH – Jugendarbeit, Kultur und Soziale Dienste, Berlin

In dem eben vorgestellten Beispiel eines Familienrats war das eigentliche Thema zunächst das Verhalten und die Leistungen der Tochter in der Schule, aber als Auftraggeber fungierte das Jugendamt. Den Familienrat gibt es in Berlin seit 2007/2008. Häufig wurde die Erfahrung gemacht, dass teilweise sehr gute Pläne erstellt worden sind, aber die Schule nicht beteiligt war. Mitunter gibt es nach einigen Wochen einen Vorfall an der Schule und das Kind wird im Extremfall der Schule verwiesen, weil dort niemand, kein Lehrer oder Horterzieher, von dem Familienrat und dem dort aufgestellten Plan weiß. Das veranlasste uns zu der Überlegung, ein Projekt mit dem Fokus Kita und Schule zu beantragen, zum Beispiel „Familienrat an Schule“. Die Kolleg/innen bei unserem Träger JaKuS, die schon viele Familienräte durchgeführt hatten, äußerten den Wunsch, diesen wichtigen Teil der Lebenswelt – Kita und Schule – wesentlich stärker einzubeziehen.

Wir erarbeiteten dazu ein Konzept und stellten einen Antrag bei „Aktion Mensch“. Wir waren nun in der glücklichen Lage, über drei Jahre dieses Projekt durchzuführen, finanziert von der „Aktion Mensch“. Frau Adamy und ich wurden dafür bezahlt, Familienräte anzubieten und durchzuführen, außerdem verfügen wir über Honorarmittel für den Fall, dass wir selbst keine Zeit haben.

Wir bereiteten das Projekt mit einer Grund- und Förderschule in Berlin-Kreuzberg vor. In der fast einjährigen Anlaufphase war die Schule bereits in die Planung einbezogen. Wir arbeiteten von Anfang an mit der Behindertenhilfe in Berlin zusammen, da es das gemeinschaftsbildende Prinzip, bei dem Unterstützernetze gebildet werden, nicht nur beim Familienrat gibt, sondern auch zum Beispiel bei der „persönlichen Zukunftsplanung“ oder den Zukunftskonferenzen in der Behindertenhilfe. So gab es einen regen Austausch.

Im Bereich der Jugendhilfe ist das Jugendamt stets der Auftraggeber. Aber an der Schule muss ebenfalls jemand den Familienrat beauftragen und die Sorge formulieren. Wir stellten das Konzept des Familienrats vor und erklärten, dass man damit Probleme und Konflikte konstruktiv angehen kann. Gleichzeitig machten wir deutlich, dass es einen Verantwortlichen geben muss, der die Sorgeformulierung vornimmt und den Plan mit abgibt.

Im Unterschied zum Jugendamt merkten wir recht schnell, dass Schule und Kita in die Konflikte wesentlich stärker direkt einbezogen sind. Aus der Sicht von Eltern ist Schule oft der Auslöser eines Konflikts. Wenn dann Schule das Angebot eines Familienrats macht, wird das von diesen Eltern gar nicht oder mit großer Skepsis angenommen. Daneben herrscht auch bei den Fachkräften Skepsis vor. Das stellte für uns eine Herausforderung dar. Wir planten daher, erst einmal ein oder zwei Familienräte durchzuführen, um die

Kolleginnen und Kollegen bei der Vorstellung des Konzepts in der Konferenz vor dem Hintergrund der positiven Erfahrungen mitzureißen. Es muss auf der Gesamtkonferenz vorgestellt werden und man bekommt vielleicht zehn Minuten dafür, das ist kein optimaler Rahmen, wenn man andere von einer Idee begeistern möchte. Daher haben wir uns ausgefallene Dinge ausgedacht, um die Kolleg/innen aufzuwecken, zum Beispiel unter Vorstellung des Haka der Neuseeländischen Rugby-Nationalmannschaft, ein ritueller Tanz der Maori. Damit verdeutlichen wir die Energie, die bei einem Familienrat entsteht.

Um auch das Umfeld mehr einzubeziehen und dort den Familienrat bekannt zu machen, arbeiteten wir mit den Stadtteilmüttern in Kreuzberg, mit dem türkischen Elternverein, der arabischen Elternunion usw. zusammen. Wir gingen davon aus, dass nach dem Jugendamt und der Schule auch die Eltern selbst Auftraggeber für einen Familienrat sein könnten.

Vor zwei/drei Jahren war eine Stagnation der beauftragten Familienräte zu verzeichnen und im Augenblick nehmen diese in Berlin stark ab. Auch mit Schule ist es ein zäher Prozess. Insgesamt waren wir an etwa 20 Einrichtungen, vorwiegend an Schulen. Letztendlich bekommen wir aber aus der Schule, mit der wir begonnen hatten, weit über die Hälfte aller Anfragen. Mit dieser Schule arbeiteten wir drei Jahre sehr intensiv und werden jetzt erst richtig nachgefragt. Unsere Vorstellung, die Philosophie des Familienrats, die Gemeinschaftsbildung, das Zutrauen zu den Familien, ihre Probleme selbst in die Hand zu nehmen und nicht nur Experten zu überlassen, die Bildung von Unterstützernetzen in die Schulen und Kitas hineinzutragen, trägt an dieser einen Schule Früchte. Die Schule selbst prüft nun die Möglichkeit, die Familienräte nach Ablauf des Projekts an der Schule zu finanzieren. Die Schulen haben ein Budget, aber die Schule muss auch vom Konzept des Familienrats überzeugt und begeistert sein.

Der Luxus eines solchen Projekts besteht u.a. darin, dass man experimentieren kann. Mit der Idee des Familienrats versuchten wir, auch über den Tellerrand zu schauen und zu experimentieren. Wir schauten uns zusammen mit einigen Schulsozialarbeitern in Holland die Arbeit mit Familienräten an. Man kann dort zum Beispiel als Bürger in einem Stadtteilladen sein Anliegen vortragen, einen Familienrat durchführen zu wollen und dafür eine (weibliche) Koordinatorin zu benötigen, die Thai spricht. Die Kollegen im Stadtteilladen suchen die entsprechende Person aus ihrer Kartei heraus und finanzieren diesen Familienrat auch. In Holland wird die Durchführung von Familienräten durch die Organisation „Eigenkracht“ durchgeführt. Dabei gibt es ganz unterschiedliche, „wiederherstellende“ Verfahren (restorative practice“ oder Eigenkrachtkonferenzen). Sie erklärten uns zum Beispiel, dass bei einem 16-Jährigen, der im Moment überhaupt keine Ziele hat, eher die persönliche Zukunftsplanung Anwendung findet und kein Familienrat. Das ist dort selbstverständlich. Das führte bei uns zu der Erkenntnis, dass wir zwar das Prinzip des Familienrats denken, aber nach dem konkreten Bedarf variieren müssen. Wir schlugen den Schulen daher vor, eine erweiterte Schulhilfekonferenz durchzuführen, zu der auch andere Familienmitglieder als nur die Eltern eingeladen werden, die sich als Unterstützer anbieten würden. In Mobbingfällen wären erweiterte Klassenkonferenzen denkbar. Dies sind Möglichkeiten, das Prinzip der Bildung von Unterstützernetzen anzuwenden.

Ein weiteres Beispiel ist der Übergang von der Grund- zur Sekundarschule in der 6. Klasse. Bei den Kindern mit Förderbedarf werden in den Berliner Schulen Übergangsgespräche angeboten. An diesen Gesprächen nehmen wir ebenfalls teil und bieten den Eltern einen Zukunftsrat an. Wir bieten generell die Begleitung von Übergängen an, sei es der Übergang von der Kita in die Schule oder von der Grundschule in die Sekundarstufe usw. Außerdem führen wir Zukunftsräte oder Familienräte durch, die mit dem Thema „Inklusion“ zusammenhängen, um allen Kindern die Möglichkeit zu geben, dort eingeschult zu werden, wo sie leben, und die dabei entstehenden Probleme zu bearbeiten.

Seit dem Moment, in dem wir die Idee des Familienrats weiter gedacht hatten, hat die Zahl der Konferenzen die Zahl der Familienräte überholt. Das Prinzip des Familienrats bleibt jedoch bestehen. Wir brauchten allerdings zwei Jahre der Entwicklung, um dieses Prinzip um andere Themen zu erweitern.

Ich freue mich nun auf das Gespräch mit Ihnen.

Empowermentansätze in verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe - Erfahrungswerkstätten

Werkstatt „Elternarbeit: ELTERN AG – Erfolgsfaktoren bei der Ansprache sozial benachteiligter Familien“

JANET THIEMANN

Geschäftsführerin, MAPP-Empowerment GmbH, Magdeburg

ANNE MATUSCHEK

Teamleitung Kommunikation und Kooperation

ELTERN-AG stellt ein praxisorientiertes Präventionsprogramm der frühen Bildung, Elternschule und Jugendhilfe dar. Das Programm wurde von der MAPP Empowerment GmbH unter der Leitung von Prof. Dr. Meinrad Armbruster entwickelt. Der Start erfolgte im Jahr 2004. Es wird in mehreren Städten angeboten und im zentralen Büro in Magdeburg koordiniert, evaluiert und weiterentwickelt.

Das Programm ELTERN-AG richtet sich an werdende Eltern und Familien in belastenden Lebenslagen mit Kindern bis zur Einschulung, die durch konventionelle Hilfsangebote schwer oder nicht erreicht werden. Das Leitbild geht von folgendem Grundsatz aus: Jedes Kind braucht Liebe, Wärme und Geborgenheit. Es braucht gleiche Chancen und Eltern, die es liebevoll auf allen Ebenen fördern. Viele Eltern können das einfach so, andere brauchen dabei ein wenig Unterstützung. Nach unserer Grundauffassung verfügen fast alle Eltern über Erziehungsfähigkeiten, die in der Gruppe entwickelt und gestärkt werden können. Das Programm ELTERN-AG ist durch Niedrigschwelligkeit, aufsuchende Arbeit, aktivierende und wertschätzende Arbeitsweise und Empowerment geprägt.

Konzept und Ablauf

Das Gruppen-Angebot ist für die Eltern kostenfrei und freiwillig und findet in Wohnortnähe statt. Die Kurse der Elterngruppen werden von speziell ausgebildeten pädagogischen Fachkräften (Mentor/innen) organisiert und moderiert. In den Kursen finden aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse der Neurologie, der Entwicklungspsychologie und der Sozialpädagogik Eingang, wobei das Konzept den Fokus insbesondere auf die Eltern-Kind-Interaktion, die kindliche Entwicklung bis zum Vorschulalter und lebensweltliche und sozialräumliche Bedingungen richtet. Im Vordergrund stehen jedoch der direkte Erfahrungsaustausch zwischen den Eltern und das gemeinsame Lernen auf Augenhöhe.

Der Elternkurs umfasst 20 wöchentlich stattfindende Treffen á zwei Stunden in Gruppen von in der Regel acht bis zwölf Teilnehmer/innen.

In einer sechs- bis zehnwöchigen **Vorlaufphase** werden die Eltern in Zusammenarbeit mit kooperierenden Institutionen und Multiplikator/innen des jeweiligen Stadtteils akquiriert. In der zehnwöchigen **Einführungsphase** werden die Teilnehmer/innen in das Programm der ELTERN-AG eingeführt und mit dem Konzept vertraut gemacht. Die **Vertiefungsphase**, die weitere zehn Treffen umfasst, ist für die Festigung der konzeptionellen Abläufe und der bisher vermittelten Inhalte vorgesehen. Dabei wachsen die Eltern in die eigen-

ständige Durchführung der Gruppentreffen hinein. **Im Anschluss an den Kurs** treffen sich die Eltern weiterhin als **selbstorganisierte und sozialräumlich vernetzte Gruppe**. Dabei werden sie bei Bedarf von Paten unterstützt.

Grundsätzlich bestimmen die Eltern die erziehungsbezogenen Themen für das Gruppentreffen und gestalten sie aktiv mit. Für den Kurs gibt es kein festgelegtes Curriculum. Die Struktur des Kurses ist allerdings stets durch folgende Elemente des ELTERN-AG-Trios bestimmt:

1. Mein aufregender Eltern-Alltag (Learning by doing),
2. Relax (Stressmanagement),
3. Schlaue Eltern (Wissensvermittlung)

Bei Bedarf wird auch Kinderbetreuung während des Treffens angeboten.

Evaluation und Erfolgsfaktoren

Die Tätigkeit der ELTERN-AG wird kontinuierlich evaluiert, um die Ergebnisse in die Weiterentwicklung des Konzepts und in die praktische Arbeit einfließen zu lassen. Von April 2004 bis März 2013 wurde das Programm ELTERN-AG über die Hochschule Magdeburg-Stendal und durch das nexus Institut für Kooperationsmanagement und interdisziplinäre Forschung e.V. evaluiert.

Die **Ergebnisse der Evaluation** lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Bis Dezember 2013 wurden 2.029 Eltern mit insgesamt 4.662 Kindern erreicht.
- Die Gruppen bestehen zu 97 Prozent aus sozial benachteiligten Familien.
- 78 Prozent der Eltern kommen zu den Treffen.
- 80 Prozent bleiben bis zur 20. Zusammenkunft.
- 68 Prozent treffen sich auch nach einem Jahr noch regelmäßig.
- 98 Prozent würden die ELTERN-AG weiterempfehlen.

Die Teilnahme an einer ELTERN-AG bewirkte nachweislich signifikante positive Effekte in Bezug auf die emotionale Entwicklung der Kinder. Im Verlauf der Evaluation zeigte sich außerdem eine Erhöhung des elterlichen Kompetenzgefühls. Durch den Austausch im Rahmen der Gruppe erfuhren die Mütter und Väter viele nützliche Tipps und Tricks für ihren Erziehungsalltag.

Es zeigte sich zudem ein signifikanter Anstieg der wahrgenommenen sozialen Unterstützung, nicht nur während einer ELTERN-AG, sondern auch noch ein halbes Jahr nach Ende der Teilnahme, wo diese noch einmal nachweislich anstieg. Die Eltern fanden sich in nachbarschaftlichen Netzwerken zusammen, unterstützten einander und nahmen verstärkt andere Hilfsangebote wahr (z. B. Schuldnerberatung).

Aus den zusätzlich zur quantitativen Erhebung durchgeführten Elterninterviews gingen **Freiwilligkeit, Mitbestimmung und Vertraulichkeit als zentrale Wirkungsaspekte und Erfolgsfaktoren** hervor, die die Eltern dazu veranlassten, motiviert, selbstständig und mit dem Gefühl, wertgeschätzt zu werden, an der ELTERN-AG teilzunehmen und diese Teil-

nahme als nützliche Erfahrung für sich zu erleben. Der gemeinsame Erfahrungshintergrund erleichterte den Eltern den offenen Austausch und das gegenseitige Annehmen von Lösungsvorschlägen. In ihrem Familienalltag erlebten sich die Eltern als ruhiger und entspannter im Umgang mit ihrem Kind. Die Umsetzung einer gewaltfreien Erziehung bewerteten die Eltern auch noch ein halbes Jahr nach Abschluss der ELTERN-AG als wichtigstes Lernergebnis und Basis einer guten Beziehung zu ihrem Kind.

Weitere Erfolgsfaktoren der ELTERN-AG sind:

- Homogene Gruppen,
- Empowerment und Partizipation,
- qualifizierte Kursleiter/innen (pädagogische Fachkräfte),
- Humor und Freude.

Zur Illustration der Wirksamkeit möchten wir abschließend einige Teilnehmer/innen und Mitwirkende zu Wort kommen lassen (**Abbildung 1**):

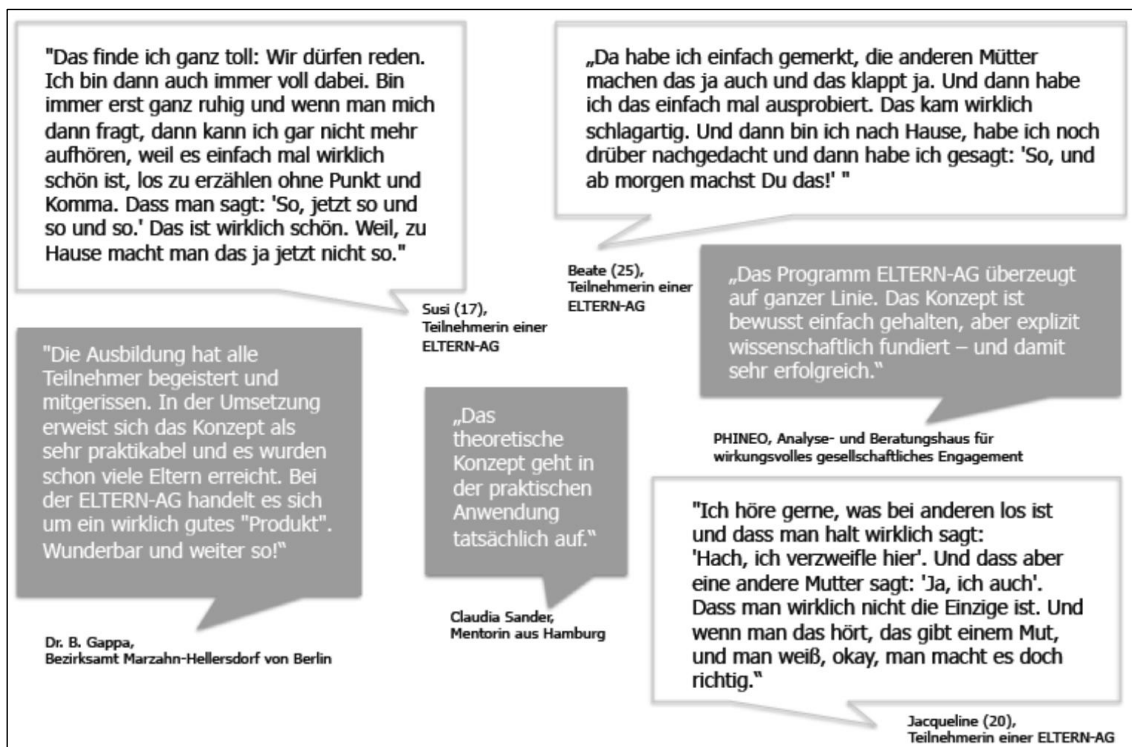


Abbildung 1

© MAPP-Empowerment GmbH (gemeinnützig)

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Wir freuen uns auf Ihre Fragen und die Diskussion mit Ihnen.

Weitere Informationen unter: www.eltern-ag.de
 Kontakt: info@eltern-ag.de
 0391-7277640

Literaturhinweise

Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle Baden-Württemberg (Hrsg.)

Von wegen Privatsache ... Erziehungspartnerschaft zwischen Familie und Gesellschaft.

Stuttgart (2004); 241 S.; Abb.

Alt, Franziska

Zur Bedeutung der beruflichen Haltung für das Gelingen von Partizipation.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 136-139; Lit.;
ISSN 0947-8957

Armbruster, Meinrad

Eltern-AG. Das Empowermentprogramm für mehr Elternkompetenz in Problemfamilien

Heidelberg: Carl-Auer-Systeme (2006); 256 S.; Lit.; ISBN 978-3-89670-561-7

Armbruster, Meinrad M. ; Schlabs, Susanne

Elternarbeit mit sozial benachteiligten Menschen als präventiver Ansatz gegen die Folgen von Kinderarmut.

In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung, Interdisziplinäre Fachzeitschrift der DGgKV, Lengerich: Pabst; 11 (2008); Nr. 1; S. 3-17; Lit.; ISSN 1436-9850

Asen, Eia ; Scholz, Michael

Praxis der Multifamilientherapie. 2., erw. u. vollst. überarb. Aufl.

Heidelberg: Carl-Auer-Systeme (2012); 240 S.; Lit.; ISBN 978-3-89670-822-9

Babic, Bernhard

Zwischen gelebtem Ideal und Zumutung. Kinder- und Jugendlichenpartizipation in der Jugendhilfe aus der mutmaßlichen Sicht der Fachkräfte.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 50 (2012); Nr. 1; S. 23-27; Lit.; ISSN 0022-5940

Bandow, Yasemin ; Kubisch-Piesk, Kerstin ; Schlizio-Jahnke, Heike

Familienrat - zur Umsetzung eines neuen Verfahrens im Helfersystem.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 91 (2011); Nr. 10; S. 456-457; Abb.; ISSN 0012-1185

Behnisch, Michael ; Miers, Sorina

Wer nicht will, der hat schon? Oder: Wie Elternarbeit gelingt. Überlegungen zum Umgang mit scheinbar nicht motivierten Eltern.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 4; S. 10-17; Lit.; ISSN 0340-8469

Birgmeier, Bernd R.

Coaching für Jugendliche. Ein neuer Ansatz in der Sozialen Arbeit?

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 44 (2006); Nr. 4; S. 198-207; Abb., Lit.,
ISSN 0022-5940

Blum-Maurice, Renate

Erziehungspartnerschaft und Kooperation im Hilfesystem.

In: Frühe Kindheit, Berlin: Deutsche Liga für das Kind; 9 (2006); Nr. 5; S. 37-41;
ISSN 1435-4705

Bracht, Karin

Die Multifamilientherapie (MFT) und die Familienklasse. Neue Angebote als ambulante Hilfen zur Erziehung.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 64 (2012); Nr. 7+8; S. 325-331; Lit.;
ISSN 0342-5258

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn (Hrsg.);
Deutsches Jugendinstitut e.V. -DJI-, München (Hrsg.)

Familienselbsthilfe und ihr Potential für eine Reformpolitik von „unten“. Individuelle, familiale und gemeinwesenbezogene Wirkungen und Leistungen von Familienselbsthilfe.
Bonn/München (2002); 255 S.; Abb., Tab., Lit.

Daveri, Livia

Sprachliche Bildung und Elternbildung im Elementarbereich. Die Förderprogramme Griffbereit und Rucksack KiTa.

In: Frühe Kindheit, Berlin: Deutsche Liga für das Kind; 12 (2009); Nr. 5; S. 48-49;
ISSN 1435-4705

Dreger, Jens ; Lampe, Christoph

Familienrat als Methode der Erziehungshilfe.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V.
(2010); Nr. 4; S. 93-97; ISSN 0934-8417

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge, Berlin (Hrsg.)

Hilbert, Christian ; Bandow, Yasemin ; Kubisch-Piesk, Kerstin ; Schlizio-Jahnke, Heike
Familienrat in der Praxis - ein Leitfaden.

Berlin: Selbstverl. (2011); 52 S.; Lit.; ISBN 978-3-7841-2034-8

Ekrowski, Berthold

Eltern erreichen, die sonst nicht erreichbar sind - aber wie?

In: Jugendhilfe aktuell, Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Landesjugendamt
(2006); Nr. 3; S. 20-23; Abb., Lit.; ISSN 1614-3027

Fleischer, Annedore ; Hettgen, Birgit

Mit dem Rucksack Brücken bauen... - Ein Essener Elternbildungsprogramm der „besonderen Art“.

In: Jugendhilfe aktuell, Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Landesjugendamt
(2006); Nr. 3; S. 35-38; Abb.; ISSN 1614-3027

Fröhlich-Gildhoff, Klaus ; Rönnau, Maike ; Dörner, Tina

Eltern stärken mit Kursen in Kitas. Handreichung für ErzieherInnen.

München: Reinhardt (2008); 106 S. nebst CD-ROM; Abb., Lit.;
ISBN 978-3-497-01983-0

Früchtel, Frank

Die Moral des Verfahrens: Family Group Conferences als Alternative zum Hilfeplangespräch?

In: Forum Erziehungshilfen, Münster: Votum; 8 (2002); Nr. 1; S. 13-19; Lit.;
ISSN: 0947-8957

Früchtel, Frank ; Brycki, Gerlinde ; Hampe-Grosser, Andreas u.a.

Wirkung durch Selbsthilfe. Evaluationsstudie zum Familienrat der Berliner Jugendämter Mitte, Treptow-Köpenick und Steglitz-Zehlendorf sowie der Jugendhilfeträger DASI, Compass, Sozialarbeit & Segeln und JaKuS.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 84 (2011); Nr. 10; S. 507-514; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0003-2336

Früchtel, Frank ; Budde, Wolfgang ; Herweg, Oliver

Die Entdeckung der Wirksamkeit. Von der technologischen zur sozialarbeiterischen Rationalität.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 1; S. 28-38; Lit.; ISSN 0340-8469

Früchtel, Frank ; Hampe-Grosser, Andreas

Was leisten Familienräte? Eine quantitative Auswertung von 39 Familienräten im Bezirk Berlin-Mitte.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 90 (2010); Nr. 11; S. 484-490; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0012-1185

Früchtel, Frank ; Hinte, Wolfgang

Betroffene sind Experten - wie der Familienrat Sozialraumorientierung umsetzt und was der ASD davon hat.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 92 (2012); Nr. 10; S. 490-494; Lit.; ISSN 0012-1185

Früchtel, Frank ; Straub, Ute

Fachliche Prinzipien und Standards des Familienrates.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 91 (2011); Nr. 2; S. 91-93; Lit.; ISSN 0012-1185

Früchtel, Frank ; Straub, Ute

Standards des Familienrates.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 17 (2011); Nr. 1; S. 47-50; Lit., ISSN 0947-8957

Früchtel, Frank ; Straub, Ute

Standards des Familienrates. Hilfeplan oder Entscheidungsverfahren – zwischen Normierung und Diversity.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 2; S. 53-57; Lit.; ISSN 0340-8469

Früchtel, Frank u.a.

Familienrat als konsequente Sozialraumorientierung. Ergebnisse aus einem Berliner Modellprojekt.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 147-152; Lit.; ISSN 0947-8957

Gaitanides, Stefan

Selbstorganisation von Eltern mit Migrationshintergrund und ihr Beitrag zur Integration.

In: Migration und Soziale Arbeit, Weinheim: Juventa; 28 (2006); Nr. 1; S. 27-36, Lit.; ISSN 0172-746X

Gehrmann, Gerd ; Müller, Klaus D.

Motivierende Sozialarbeit. Ein Konzept für die Arbeit mit nicht motivierten Klienten und Klientinnen.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10; S. 14-21; Lit.; ISSN 0340-8469

Giefers, Thorsten ; Wölk, Marina

Empowerment in Gruppensettings - ein Ansatz für Familien in besonderen Lebensbedingungen.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2010); Nr. 4; S. 86-89; Abb.; ISSN 0934-8417

Gögercin, Süleyman

Familienrat und sozialräumliche Netzwerkarbeit mit Familien mit Migrationshintergrund.

In: Migration und Soziale Arbeit, Weinheim: Juventa; 34 (2012); Nr. 2; S. 156-166; Lit.; ISSN 0172-746X

Gragert, Nicola ; Seckinger, Mike

Herausforderungen für die Zusammenarbeit mit Eltern in den Erziehungshilfen.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 14 (2008); Nr. 1; S. 4-9; Lit.; ISSN 0947-8957

Hampe-Grosser, Andreas

Family Group Conferencing (FGC). Oder: Über die Entwicklung einer respektvollen Hilfeplanung. Ein Tagungsbericht.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 44 (2006); Nr. 6; S. 309-310; ISSN 0022-5940

Hansbauer, Peter

Der Familienrat - die „etwas andere“ Hilfeplanung.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 132-135; Lit.; ISSN 0947-8957

Hansbauer, Peter

Der Familienrat (Family group conference) - eine neue Form der Entscheidungsfindung im Jugendamt.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 4 (2009); Nr. 11; S. 438-443; Lit.; ISSN 1861-6631

Hansbauer, Peter ; Hensen, Gregor ; Kriener, Martina ; Müller, Katja ; Spiegel, Hiltrud von

Familiengruppenkonferenzen in Deutschland. Hinweise und Ergebnisse für die Implementierung in die Kinder- und Jugendhilfepraxis.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 10; S. 421-432; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Hansbauer, Peter ; Hensen, Gregor ; Müller, Katja ; Spiegel, Hiltrud von

Familiengruppenkonferenz. Eine Einführung.

Weinheim: Juventa (2009); 240 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-1953-7

Heinrich, Jennifer

Eltern-AG® - das Empowermentprogramm für mehr Elternkompetenz.

In: Jugendhilfe-Report, Köln: Landschaftsverband Rheinland, Landesjugendamt (2011); Nr. 1; S. 41-42

Heinrich, Käthe

Familiengruppenkonferenzen (Familienrat) aus Sicht einer Amtsleitung.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 140-141; ISSN 0947-8957

Herriger, Norbert

Empowerment in der Sozialen Arbeit: Eine Einführung. 4. erw. u. akt Aufl.

Stuttgart: Kohlhammer (2010); 264 S.; Lit.; ISBN 978-3170211452

Herwig-Lempp, Johannes

Die Macht der Sozialarbeiter. Von der Macht, das Mögliche Wirklichkeit werden zu lassen.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 34 (2009); Nr. 5; S. 32-39; Lit.; ISSN 0340-8469

Hill, Burkhard ; Hönigschmid, Cornelia ; Kreling, Eva u.a.

Selbsthilfe und Soziale Arbeit. Das Feld neu vermessen.

Weinheim: Beltz Juventa (2013); 176 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-2831-7

Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Holzminden -HAWK-, Fakultät Soziale Arbeit und Gesundheit (Hrsg.)

Helbig, Rosalia ; Ruppel, Anna Lena

Family Group Conference: Ein Verfahren zur Stärkung der Eigenverantwortung und Partizipation in der Sozialen Arbeit.

Berlin: mbv (2008); 146 S.; Lit.; ISBN 3-86664-473-6

Homfeldt, Hans Günter ; Maag, Jenny

„Wie wird man ein guter Schwimmer?“ Salutogenese und soziale Arbeit.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 56 (2004); Nr. 10; S. 413-420; Lit.; ISSN 0342-5258

Kähler, Harro

Soziale Arbeit in Zwangskontexten. Wie unerwünschte Hilfe erfolgreich sein kann.

München: Reinhardt (2005); 136 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 3-497-01745-0

Klemmert, Oskar

„Experte aus Betroffenheit“. Wird im neuen Jahrhundert die Tür zu einer alternativen Professionalität aufgestoßen?

In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, Frankfurt/Main: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge; 32 (2001); Nr. 1; S. 83-104; Lit.; ISSN 0340-3564

Kleve, Heiko

Das Wunder des Nichtwissens. Vom Paradigma der professionellen Lösungsabstinenz in der Sozialen Arbeit.

In: Kontext, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 42 (2011); Nr. 4; S. 338-355; Lit.; ISSN 0720-1079

Kleve, Heiko

Den Nackten in die Tasche greifen?! Die Ambivalenzen der Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 7-8; S. 41-52; Lit.; ISSN 0340-8469

Kleve, Heiko ; Haye, Britta ; Hampe-Grosser, Andreas ; Müller, Matthias

Systemisches Case Management. Falleinschätzung und Hilfeplanung in der Sozialen Arbeit.

Heidelberg: Carl Auer Systeme (2006); 192 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-89670-560-0

Klünker, Carmen ; Nötzel, Gert

Experten in eigener Sache. Family Group Conference - Familien als Ressource bei der Planung von Hilfen zur Erziehung.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 32 (2007); Nr. 7-8; S. 31-34; Lit.; ISSN 0340-8469

Klug, Wolfgang ; Zobrist, Patrick

Motivierte Klienten trotz Zwangskontext. Tools für die Soziale Arbeit. Mit 20 Arbeitsblättern als Online-Zusatzmaterial.

München: Reinhardt (2013); 166 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-497-02409-4

Köngeter, Stefan

Relationale Professionalität. Eine empirische Studie zu Arbeitsbeziehungen mit Eltern in den Erziehungshilfen.

Hohengehren: Schneider (2010); VIII, 322 S.; Lit.; ISBN 978-3-8340-0640-0

Köngeter, Stefan

„Wer Teil der Lösung sein will, muss zugeben, dass er Teil des Problems ist“ - eine neue Perspektive auf das professionelle Handeln in den Erziehungshilfen.

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2010); Nr. 4; S. 55-60; Lit.; ISSN 0171-7669

Körkel, Joachim ; Drinkmann, Arno

Wie motiviert man „unmotivierte“ Klienten?

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 27 (2002); Nr. 10; S. 26-34; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0340-8469

Koller Stuber, Esther ; Biene, Michael

SIT - Systemische Interaktionstherapie und -beratung. Ein Modell für die Elternarbeit in der Heilpädagogischen Früherziehung.

In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik, Bern: Schweizer Zentrum für Heilpädagogik; 15 (2009); Nr. 1; S. 40-47; ISSN 1420-1607

Krafeld, Franz Josef

Der Befähigungsansatz (Capability Approach) als Perspektivenwechsel in der Förderung junger Menschen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 7-8; S. 310-317; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Krafeld, Franz Josef

Der Befähigungsansatz in der Arbeit gegen Ausgrenzung junger Menschen von sozialer und beruflicher Teilhabe.

In: Dreizehn, Zeitschrift für Jugendsozialarbeit, Berlin: Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit; 4 (2011); Nr. 5; S. 28-31; Lit.; ISSN 1867-0571

Kriener, Martina

Implementation und Evaluation von „Family-Group-Conference (FGG)“-Konzepten.

In: Jugendhilfe aktuell, Münster: Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Landesjugendamt und Westfälische Schulen (2007); Nr. 1; S. 32-34; Abb., Tab., Lit.; ISSN 1614-3027

Kriener, Martina

Modellprojekt der IGfH in Kooperation mit der FH Münster: Implementation und Evaluation von „Family-Group-Conference (FGCT)“-Konzepten. Ein Instrument zur Förderung von mehr Partizipation und Gemeinwesenorientierung bei der Planung von Hilfen? Forschungsnotizen.

In: Forum Erziehungshilfen, Frankfurt/Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen -IGfH-; 12 (2006); Nr. 4; S. 226-228; Lit.; ISSN 0947-895

Kühnl, Bernhard

Beratung nicht motivierter Familien.

In: Informationen für Erziehungsberatungsstellen, Fürth: Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. (2008); Nr. 3; S. 16-21; Lit.; ISSN 1434-078X

Langner, Volker

ALLE SIND WILLKOMMEN - Familienräte an Schulen und Kitas. Bilanz zur Halbzeit eines Aktion-Mensch-Projektes.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 93 (2013); Nr. 2; S. 84-86; ISSN 0012-1185

Liebscher-Schebiella, Patricia

Auf dem Weg zu neuen Wegen. Das Modellprojekt Erziehungspartnerschaft in Sachsen.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 5; S. 24-29; Lit.; ISSN 0340-8469

Loschky, Anne

Mythos Freiwilligkeit. Erfahrungen aus einem Jahr „Aufsuchende Familienberatung“.

In: Informationen für Erziehungsberatungsstellen, Fürth: Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e.V. (2003); Nr. 3; S. 16-20; Abb.; ISSN 1434-078X

Maul, Karsten ; Lobermeier, Olaf

Nichtprivilegierte Jugendliche übernehmen Verantwortung. Jugendarbeit als milieuübergreifendes Bildungsprojekt.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 7-8; S. 299-309; Lit.; ISSN 0012-0332

Müller, Burkhard

Professionell helfen: Was das ist und wie man das lernt. Die Aktualität einer vergessenen Tradition Sozialer Arbeit.

Ibbsenbüren: Münstermann (2012); 192 S.; Lit.; ISBN 978-3-943084-09-2

Müller, Katja ; Hensen, Gregor

Aus der Sicht von Familien. Der „doppelte Blick“ auf den Nutzen von Familienräten.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 142-146; Lit.; ISSN 0947-8957

Müller, Katja ; Kriener, Martina

Für mehr Partizipation: Hilfeplanung mal ganz anders. Zwischenergebnisse aus dem Modellprojekt „Implementation und Evaluation von Family-Group-Conference-Konzepten“.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 14 (2008); Nr. 1; S. 44-48; Abb., Lit.; ISSN 0947-8957

Noack, Michael

We do need non-directive education. Der Wille: adaptierte Präferenz oder Zugang zum mündigen Subjekt?

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e.V. - EREV -; 90 (2013); Nr. 2; S. 59-69; Abb., Tab., Lit.; ISSN: 0943-4992

Osterndorff, Guido

Selbstwirksamkeit erleben durch Selbstwirksamkeit messen.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e.V. (2009); Nr. 3-4; S. 55-62; Abb., Lit.; ISSN 0934-8417

Otto, Hans-Uwe (Hrsg.); Ziegler, Holger (Hrsg.)

Capabilities - Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Der Capabilities-Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft.

Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften (2008); 198 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-531-15671-2

Plewa, Martina ; Picker, Dorothee

Familienrat - Deutschland entdeckt ein neues Verfahren.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 90 (2010); Nr. 8; S. 355-358; Lit.; ISSN 0012-1185

Plewa, Martina

Familienrat. Mündige Bürger treffen eigene Entscheidungen.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS-Verl. f. Sozialwiss.; 37 (2013); Nr. 3/4; S. 6-8; ISSN 0931-279X

Plewa, Martina ; Teichert, Marion

Erste Erfahrungen in der Weiterbildung zu Koordinatoren/innen von Familienräten in Berlin-Mitte.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 91 (2011); Nr. 6; S. 282-285; ISSN 0012-1185

Polloni, Yvonne ; Metzger, Marius

Partizipatives Lernen im Gemeinwesen durch Jugendmitwirkung.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 3; S. 120-128; Lit.; ISSN 0342-5258

Reutlingen, Sozialamt, Abteilung Tagesbetreuung für Kinder (Hrsg.)

Leitsätze zur Erziehungspartnerschaft.

Reutlingen (2009); 14 S.; Abb.

Rhode-O'Neill, Andreas ; Stuntebeck, Waltraud

Elternarbeit im Sozialraum - das Kinderhaus Asangstraße (in Stuttgart).

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 14 (2008); Nr. 1; S. 22-26;
ISSN 0947-8957

Salem, Tanja ; Rabkin, Gabriele

Kooperation von Eltern, Kindern, Elementarbereich und Schule im Hamburger FörMig-Projekt „Family Literacy“ (FLY).

In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Leverkusen: Budrich; 5 (2010); Nr. 4;
S. 385-396; Lit.; ISSN 1862-5002

Sann, Alexandra ; Thrum, Kathrin

Balance zwischen Empowerment und Professionalisierung. Stärkung der Erziehung der Familie - Chancen und Grenzen der Arbeit mit Laien.

In: DJI-Bulletin, München: DJI Verlag (2008); Nr. 81; S. 18-19; Abb., Lit.;
ISSN 0930-7842

Schlösser, Elke

Händeschütteln und andere Stolpersteine. Erziehungspartnerschaft mit Zuwandererfamilien.

In: Frühe Kindheit, Berlin: Deutsche Liga für das Kind; 12 (2009); Nr. 5; S. 31-33;
ISSN 1435-4705

Seiler, Katharina

Familien wirksam helfen. Das Familienaktivierungsmanagement setzt auf Empowerment.

In: Blätter der Wohlfahrtspflege, Stuttgart: Wohlfahrtswerk für Baden-Württemberg; 148
(2001); Nr. 7+8; S. 161-163; ISSN: 0340-8574

Sierck, Udo

Selbstbestimmung zwischen Theorie und Praxis.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 6; S. 53-57; Lit.; ISSN 0340-8469

Sirringhaus-Bünder, Annegret ; Bünder, Peter

Niederschwellige Elternbildung und Erziehungspartnerschaft. Ein Beitrag im Rahmen der Marte Meo-Videoberatung.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 45 (2007); Nr. 3; S. 139-148; Lit.;
ISSN 0022-5940

Spiegel, Hiltrud von

Wirkfaktoren des Konzepts „Familienrat“.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 15 (2009); Nr. 3; S. 153-156; Lit.;
ISSN 0947-8957

Straub, Ute

Family Group Conference. Radikales Empowerment in der Kinder- und Jugendhilfe.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwiss.; 29 (2005); Nr. 5; S. 37-41; Abb., Lit.;
ISSN 0931-279X

Straß, Uwe

„Irgendwie ist Herr Müller doch gestört!“ Über Minenfelder der Sozialen Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 29 (2004); Nr. 3; S. 48-56; Lit.; ISSN 0340-8469

Straub, Ute

Family Group Conference in Europa. Neue Entwicklungen in der Familienhilfe: Erfahrungen, Schwierigkeiten, Fortschritte.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 34 (2009); Nr. 7-8; S. 36-47; Lit.; ISSN 0340-8469

Straub, Ute

Hilfe aus eigener Kraft. Family Group Conference (Eigen Kracht conferenties): Die Entwicklung in den Niederlanden 2002 - 2005. Über ein familienorientiertes Konzept, das besser zu den Klienten passt als zu den Helfern ...

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 33 (2008); Nr. 4; S. 10-18; Abb., Lit.;
ISSN 0340-8469

Straub, Ute

Mehr als Partizipation: Ownership! Family Group Conference im Kontext des internationalen Diskurses zu Conferencing, Restaurative Practice und Indigenized Social Work.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften; 35 (2011); Nr. 3/4;
S. 6-9; Lit.; ISSN 0931-279X

Theunissen, Georg

Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. 3. akt. Aufl.

Freiburg i.Br.: Lambertus (2012); 478 S.; Lit.; ISBN 978-3-7841-2116-1

Verein für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin (Hrsg.)

(Mehr) Selbstverantwortung zulassen. Neue Konzepte in der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation der Fachtagung am 22. -23. April 2004 in Berlin.

Berlin (2004); 120 S.; Abb., Lit.; ISBN 3-931418-50-2

(Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe; 46)

Viernickel, Susanne

Wege zur Erziehungspartnerschaft zwischen Erzieherinnen und Eltern.

In: Frühe Kindheit, Berlin: Deutsche Liga für das Kind; 9 (2006); Nr. 6; S. 24-29; Abb.;
ISSN 1435-4705

Walther, Andreas

Aktivierung: Varianten zwischen Erpressung und Empowerment. Für eine Erweiterung des Diskurses zum aktivierenden Staat im internationalen Vergleich.

In: Neue Praxis, Neuwied: Luchterhand; 33 (2003); Nr.3/4; S. 288-305; Tab., Lit.;
ISSN 0342-9857

Weller, Anke

Schulkooperationseinrichtung „Kleeblatt“ - Teilstationäres und flexibles, ambulantes Angebot von Jugendamt und Schule in Erfurt.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 5; S. 309-316; Abb., Lit.;
ISSN 0022-5940

Wohlfahrt, Norbert

Sozialräumlich orientierte Eingliederungshilfe: alles inklusive bei niedrigeren Kosten?

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband
-EREV-; 89 (2012); Nr. 2; S. 103-109; ISSN 0943-4992

Zschaler, Gundula

Erziehungspartnerschaft. Zusammenarbeit von Eltern und Pädagogen zum Wohl des Kindes.

In: Frühe Kindheit, Berlin: Deutsche Liga für das Kind; 14 (2011); Nr. 1; S. 50-51;
ISSN 1435-4705